



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Moralische Grenzgänge

Tabubrüche und Subversion in Dorothea Mendelsohn Veits Roman
„Florentin“

Verfasserin

Cornelia Primosch

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im Juni 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Wynfrid Kriegleder

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
Kapitel I „Die Begierde der Weiber Schriftstellerei zu treiben“	5
1 Dorothea Mendelsohn Veits Weg in die Schriftstellerei	5
1.1 Frauen und der Literaturbetrieb bis 1800	12
2 Die männliche Gegnerschaft der Gelehrten Frau	13
2.1 Joachim Heinrich Campes Kritik an der „Lesewuth“	13
2.2 Grenzen durch fehlende Bildung.....	16
2.3 Grenzen durch Moral.....	17
2.4 Jean Jacques Rousseau: <i>Émile oder Über die Erziehung</i> (1762)	18
2.5 Johann Gottlieb Fichte: <i>Grundlage des Naturrechts</i> (1796)	21
2.6 Wilhelm von Humboldt: <i>Anthropologische Aufsätze</i> (1794-1797)	24
2.6.1 Humboldts Einfluss auf Schillers Frauenbild.....	30
2.7 Knigge und die <i>Gelehrte Frau: Von dem Umgange unter Eheleuten</i> (1788).....	32
3 Das Aufbegehren der Frauen.....	34
3.1 Olympe de Gouges <i>Déclaration des Droits de la Femme</i> (1791)	36
3.2 Mary Wollstonecraft: <i>A Vindication of the Rights of Woman</i> (1792)	39
4 Die Fürsprecher der gelehrten Frau.....	41
4.1 Theodor Gottlieb von Hippels Schriften	41
4.2 Friedrich Schleiermacher: <i>Katechismus für edle Frauen</i> (1798).....	43
4.3 Christian Gotthilf Salzmann: <i>Rettung der Rechte des Weibes</i> (1793).....	45
Kapitel II <i>Florentin</i>	48
1 Zur Entstehung des Romans.....	48
1.1 Nomen non est Omen – Die Pseudonyme.....	49
1.2 Die unbekannte Verfasserin des <i>Florentin</i>	51
1.3 Weibliche und männliche Genres.....	52
1.4 Anmerkungen zu Handlung und Methode	57
2 These und Antithese zur Ehe.....	60
2.1 Exkurs: Weibliche Briefkultur	61
2.2 Die Vernunftehe	66
3 Erotik und Sexualität als Mittel der Subversion.....	70
3.1 Promiskuität und Untreue.....	75

3.2	Ehebruch.....	79
3.3	Das Konkubinat.....	84
4	Abtreibung.....	85
5	Homophilie.....	90
5.1	Manfredi, Florentins erste große Liebe	91
5.2	Eduard, Florentins zweite große Liebe.....	94
5.3	Busenfreundschaft – homosexuell?	99
	Rezeption des Florentin.....	103
	Conclusio.....	107
	Bibliographie.....	111

Einleitung

„*Er soll nicht ins Romanenjournal, weil sie nichts gemeines und unsittliches darin aufnehmen!*“ Mit diesen Worten beklagt Dorothea Mendelsohn Veit in einem Brief an Friedrich Schleiermacher im Februar 1800 die Absage des Berliner Verlagshauses Unger ihren Roman *Florentin* zu veröffentlichen. Der Roman *Florentin* soll gemein und unsittlich sein? Vieles wurde der Schriftstellerin Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel in den Literaturgeschichten nachgesagt, nie aber, dass sie mit ihrem Werk durch gemeines, unsittliches Verhalten aus der Norm gefallen wäre. Gerade die *Norm* war in vielerlei Hinsicht der Grund dafür, warum dieser Schriftstellerin der Romantik nur wenig Interesse und oftmals auch wenig Respekt in der Forschung gezollt wurden. So war sie lange Zeit *nur* als Frau von Friedrich Schlegel bekannt, die zwar selbst literarisch tätig war (sie war sogar eine der produktivsten schreibenden Frauen um 1800), aber eben *nur* einen Roman verfasst hat, der auch heute noch oft abfällig Fragment bezeichnet wird. Oder sie trat *nur* als Tochter des berühmten jüdischen Aufklärers Moses Mendelsohn in Erscheinung. Als schreibende Frau fiel sie offenbar aus der Norm, denn in vielen älteren Literaturgeschichten fehlt ihr Name bzw. eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihrem Werk.

Doch selbst die feministische Literaturwissenschaft hat sich der Autorin Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel nicht mit überschwänglicher Begeisterung angenommen. Immerhin stammen von ihr Aussagen wie diese: „*In einer schönen Ehe ist es notwendig, dass die Frau gerade so viel Verstand besitze, um den des Mannes zu verstehen; was darüber ist, ist von Uebel.*“¹ Auch ihre Vita lässt nicht unbedingt darauf schließen, dass sie eine nach Eigenständigkeit strebende Frau war, an der die aufkeimenden Emanzipationsbestrebungen vorbildlich veranschaulicht werden könnten. Immerhin war sie eine aufgeklärte Jüdin, die aber zum Protestantismus und später zum Katholizismus konvertierte und schließlich das Leben eines erkonservativen Biedermeiermütterchens führte. Damit fiel sie auch bei der feministischen Forschung aus der Norm, da ihre Ausstrahlungskraft bei weitem nicht mit der von Caroline Böhmer Schlegel Schelling oder Bettine von Arnim mithalten konnte. Erst in den vergangenen Jahren hat das Interesse an Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel zugenommen; es sind zwei Biographien erschienen und ihre Roman *Florentin* ist auf deutsch und in

¹ Nicht datierte Tagebuchaufzeichnung. In: Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit: Briefwechsel. Hrgs. von J. M. Raich. 2 Bde. Mainz, 1881. [in der Folge zitiert als: Raich, 1881], Bd.1, S.90

englischer Übersetzung neu aufgelegt worden. Ebenso beschäftigen sich mittlerweile mehrere ForscherInnen mit ihrem Werk. Die Frage, ob *Florentin* tatsächlich *gemein* und *unsittlich* ist, wurde bislang jedoch nicht versucht zu klären, obwohl diese Fragestellung durchaus reizvoll erscheint, weil Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel auch in jungen Jahren konservative Werte vertrat. Die folgende Untersuchung soll einen ersten Versuch dazu anstellen. Hierfür ist es notwendig, zunächst den historischen Kontext zu erläutern, denn es war für eine Frau im ausklingenden 18. Jahrhundert keineswegs üblich, sich schriftstellerisch zu betätigen. Zu schreiben bedeutete also durchaus, die Normen zu brechen, was die heftige Kritik der männlichen Intelligenzija an gelehrten Frauen auch bestätigt. „*Sie [die Frau] soll kein Handwerk aus der Literatur machen...*“ befand Adolph Freiherr von Knigge und brachte die damals geltende gesellschaftliche Auffassung auf den Punkt. Das Schreiben war ein Ausdruck aufkeimender weiblicher Emanzipationsbestrebungen, die ebenso im Folgenden erläutert werden sollen. Inwieweit Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel diese Tendenzen in ihr Werk einfließen ließ, ist Gegenstand des zweiten Teils dieser Untersuchung. Das Ziel ist herauszuarbeiten, wo sich die *gemeinen* und *unsittlichen* Motive finden und in welcher Form sie sich ausdrücken. Als Maßstab für gesellschaftlichen Normen und das allfällige Abweichen davon werden auch damals geltende Gesetzestexte herangezogen sowie repräsentative schriftliche Abhandlungen zu Moralvorstellungen in der Zeit um 1800. Beeinflusst von den Cultural Studies und den Gendertheorien Judith Butlers sollen bei der folgenden Untersuchung die textimmanente sowie die kultur- und literaturhistorische Methode ihre Anwendung finden.

Ergänzend sei noch darauf verwiesen, dass die Autorin Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel den Roman *Florentin* in den Jahren 1799 bis 1800 verfasst hat. Erschienen ist das Werk im Jahr 1801, wobei Friedrich Schlegel als Herausgeber aufschien, der Name der Autorin wurde nicht genannt. Intensiv beobachtet wird in dieser Untersuchung der Zeitraum von der Entstehung des Romans bis zum Erscheinen des Werks und die darauf folgenden Monaten, da auch der Rezeption des Werkes Beachtung beigemessen wird. Da der Beobachtungszeitraum noch vor der Hochzeit mit Friedrich Schlegel im Jahr 1804 liegt, wird die Autorin *Dorothea Mendelsohn Veit* genannt, und nicht *Dorothea Schlegel* oder *Dorothea Veit Schlegel* wie dies oft in Literaturgeschichten der Fall ist.

Kapitel I „Die Begierde der Weiber Schriftstellerei zu treiben“

1 Dorothea Mendelsohn Veits Weg in die Schriftstellerei

Die thüringische Stadt Jena im Herbst 1799 bildet den Ausgangspunkt für die folgenden Ausführungen, die vor allem zum Ziel haben, die Schwierigkeiten und das Dilemma der schriftstellerisch aktiven Frau in jener Zeit, exemplarisch festgehalten an der Person Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel, aufzuzeigen.

Dorothea Mendelsohn Veit, die Tochter des jüdischen Aufklärers Moses Mendelsohn, hatte sich erst wenige Monate zuvor, im Jänner 1799, von ihrem Ehemann, dem Kaufmann und Bankier Simon Veit scheiden lassen. Gemeinsam mit ihrem Geliebten Friedrich Schlegel, den sie im literarischen Salon von Henriette Herz in Berlin schon im Juni 1797 kennengelernt hatte, siedelte sie nach Jena, in jene Universitätsstadt, die damals etwa 4000 Einwohner zählte und später als Zentrum der Frühromantik in die Literaturgeschichte eingehen sollte. Das Liebespaar wurde dort von Friedrich Schlegels Bruder August Wilhelm und dessen Frau Caroline in deren Haus aufgenommen und Teil eines losen Zusammenschlusses von Gelehrten, Schriftstellern und Denkern, der heute noch als „Jenaer Romantikerkreis“ bekannt ist. Für die Dauer einiger Monate entfaltete sich in diesem Rahmen das fruchtbare Leben der Jenaer Romantik. Zu diesem Zirkel gesellten sich Ludwig Tieck und seine Frau Amalie, zeitweise auch Friedrich Hardenberg/Novalis, Johann Gottlieb Fichte und Wilhelm Joseph Schelling. Gemeinsam wurde im Hause Schlegel gedichtet und philosophiert, wobei die Frauen Caroline (deren Rolle im Jenaer Romantikerkreis an dieser Stelle nicht näher untersucht werden kann) und Dorothea keineswegs nur für die Verköstigung und Bewirtung der Gäste verantwortlich zeichneten. Die beiden gebildeten, schöngestigen Frauen beteiligten sich ebenso aktiv an den Diskussionen, die mitunter von Polemik und Zank gekennzeichnet waren, wie Dorothea Mendelsohn Veit festhielt, die den Kreis im Briefwechsel mit Friedrich Schleiermacher immer wieder als „*Republik von lauter Despoten*“² charakterisierte. Zudem brachten sich die Frauen auch in den literarischen Schaffensprozess ein. Caroline unterstützte ihren Ehemann

² Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher. Mitteilungen aus dem Litteraturarchiv in Berlin. Berlin, 1913. [in der Folge zitiert als: Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913] S. 30

August Wilhelm vorwiegend bei Übersetzungen, Dorothea hatte den Weg zur literarischen Produktion schon entdeckt, bevor sie nach Jena kam.

Ihr Zugang zur Schriftstellerei war zunächst pragmatisch und altruistisch: Sie wollte ihrem Geliebten Friedrich Schlegel helfen. In erster Linie sah sie in der Schriftstellerei eine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Das erwirtschaftete Geld wiederum hätte dazu beitragen sollen, dem Paar ein sorgenfreies Leben zu bescheren und insbesondere Friedrich ein ungestörtes Arbeiten zu ermöglichen. Noch in Berlin, also noch vor ihrem Leben in Jena, war ihm Dorothea Mendelsohn Veit bei Abschriften für Friedrich Schlegels Zeitschrift *Athenäum* behilflich. Wolfgang Nehring bezeichnete Dorothea Mendelsohn Veit gar als Friedrichs *Privatsekretärin*³, da sie für den erkrankten Schlegel die Schreibearbeiten übernahm. In einem Brief an ihren Freund Brinkmann bestätigte sie selbst, dass Friedrich ihr diktierte und sie mitschrieb:

*...zu den letzten gehört, dass Schlegel sei länger als 14 Tagen böse Augen hatte, und ich ihn also meine Hand und Augen leihen musste, er diktierte mir. Heute versuchte er es zum ersten male wieder selbst zu schreiben, [...]*⁴

Doch Dorothea Mendelsohn Veit war nicht nur behilflich, sie wollte sich auch aktiv einbringen und war sich ihrer Fähigkeiten schon allein aufgrund ihrer Sprachkenntnisse bewusst. Sie erhoffte sich zusätzliches Einkommen durch das Übersetzen fremdsprachiger, insbesondere französischer Texte. Dabei zeigte sie durchaus Mut und Innovationsgeist, denn sie ersuchte ihre Freunde ihr Originalwerke zukommen zu lassen, die von literarischem Wert waren und im deutschsprachigen Raum noch nicht rezipiert worden waren. Dorothea Mendelsohn Veits Ansinnen war es, die entsprechende Übersetzung in Berlin zu publizieren und einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen, wie der folgende Auszug aus einem Brief belegt, den sie im Juli 1799 an Brinkmann in Paris geschickt hatte:

Gieng es wohl an, dass Sie mir eine Uebersetzung zu machen, verschaffen können? Ich habe viel Zeit, wenig Geld, und gute Freunde, die mich in der Arbeit unterstützen, und durch deren Hilfe meine Uebersetzung gewiss nicht schlecht werden kann. Es müsst aber ganz etwas neues seyn was eben erst in Paris herauskomt, damit meine Uebersetzung zugleich hier angekündigt werden kann. [...] Ausser im mathematischen

³ Nehring, Wolfgang: Nachwort. In: Dorothea Schlegel – Florentin. Ein Roman. Hrsg. von Wolfgang Nehring. Reclam. Stuttgart, 1993. S. 302

⁴ Dorothea an Brinkmann. Brief aus dem Frühjahr 1799. In: Deibel, Franz: Dorothea Schlegel als Schriftstellerin in Zusammenhang mit der romantischen Schule. Palaestra XL. Berlin. Mayer & Müller, 1905. [in der Folge kurz: Deibel, 1905.] S. 165

*und physikalischen Fach mag es übrigens seyn was es will, nur freilich nicht wie es will; denn vor der Uebersetzung eines schlechten Buchs bekomme ich einen kleinen Schauer. [...] ich wünschte herzlich Sie reüssierten für mich; denn es ist nothwendig das ich arbeite, und grade dies ist bey meiner Lebensart, und meiner Situation am schicklichsten.—Ich darf Sie wohl nicht erinnern, dass dies meine Bitte zugleich ein Geheimnis ist?*⁵

Die Bitte um Geheimhaltung an Brinkmann deutet schon an, dass es Dorothea Mendelsohn Veit nicht um Ankerkennung ging. Offenbar wollte sie überhaupt nicht als Urheberin eines Textes *erkannt* werden. Vielmehr ging es ihr darum, Geld zu verdienen. Es wäre jedoch ungerecht, ihr damit plumpe Geldgier und mangelnde künstlerische Feinsinnigkeit zu unterstellen, denn hier muss der sozio-historische Kontext berücksichtigt werden: Auch Übersetzungen sind literarische Produkte, ein Tätigkeitsfeld, von dem Frauen im ausklingenden 18. Jahrhundert noch ausgeschlossen waren. Ergo konnte Dorothea Mendelsohn Veit im Falle einer geglückten, erfolgreichen Übersetzung nicht auf Ruhm und auf Popularität hoffen, sondern genau das Gegenteil wäre wohl eingetreten: Sie hätte sich ihren ohnedies bereits ramponierten Ruf noch zusätzlich beschädigt, denn sie erfüllte bereits mehrere Kriterien, die sie mit einem Schlag an den sozialen Rand gedrängt hatten. Sie war geschieden, lebte in wilder Ehe und sie war Jüdin. Das Faktum, dass eine Frau auch noch Bücher schreibt bzw. Literatur übersetzt, hätte wohl kaum zu ihrer Ehrenrettung beigetragen. Daher war die Bitte um Geheimhaltung notwendig und das erhoffte Geld die einzige Kompensation, die sie für allfällige Übersetzungen erwarten konnte.

Doch offenbar fiel es Dorothea Mendelsohn Veit weit schwerer, an Texte für Übersetzungen zu gelangen, als sie gehofft hatte, wie einem Brief an Friedrich Schleiermacher im Oktober 1799 zu entnehmen ist. Man beachte, dass sie zu jener Zeit bereits in Jena lebte:

*Eine Übersetzung für mich zu finden ist auch schwerlich zu hoffen, Wilhelm der künftige Woche nach Leipzig reist will es versuchen, auch Caroline will ihr Bestes dabey thun; sie geben mir aber eben nicht die beste Hoffnung; es wäre jezt nicht die Zeit dazu, sagen sie, und es wären schon zu viele andre im Besitz dieser Unternehmungen. – Wie soll das noch werden?*⁶

Dorothea Mendelsohn Veit aber blieb nicht untätig und ließ sich auch nicht den Mut nehmen. In ihrem neuen Lebensumfeld im Jenaer Romantikerkreis hatte sie auch gar keine Gelegenheit, der geistigen Anregung und dem intellektuellen Ansporn zu entkommen, selbst wenn sie

⁵ Dorothea an Brinkmann. Brief vom Juli 1799. In: Deibel, 1905. S. 170f

⁶ Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913. S. 15

das Philosophieren und ungestüme Diskutieren der jungen Romantiker (die meisten Gäste im Hause Schlegel waren unter dreißig) zu Beginn wohl überfordert haben dürfte, wie einer Tagebuchnotiz zu entnehmen ist.

*Oft lachen sie mich aus und fühlen sich recht über mich erhaben, wenn ich die schicklichen Worte, die modigen Ausdrücke, mit denen sie so leicht sich alles bezeichnen, zu entbehren scheine: so gross, erhaben, modern, antik, gothisch, liebenswürdig, wunderbar, himmlisch, göttlich... und mehr. Ach, ich kenne diese Worte ja wohl, es sind Worte! Aber ich scheue mich sie zu brauchen. Sie könnten von heute an etwas ganz anderes bezeichnen, grade das Gegentheil, und man würde sich gar nicht darüber wundern. Das was man nicht nennen kann, ist ja doch immer das liebste und beste und eigentlich das, was man meint. Warum spricht man denn so viel?*⁷

Die gesamte Atmosphäre im Hause Schlegel war von geistiger Fruchtbarkeit und Kreativität durchdrungen, Literatur wurde diskutiert und produziert. Diese Aktivität beschränkte sich jedoch nicht auf das Haus der Schlegels, sondern auch der Stadt Jena selbst kam eine besondere Rolle. Jena beherbergte damals eine der bedeutendsten Universitäten Norddeutschlands, wo Friedrich Schiller, Johann Gottlieb Fichte und Georg Wilhelm Friedrich Hegel ihre Professuren hatten. Und auch Johann Wolfgang von Goethe besuchte Jena einige Male. Goethe war den jungen Romantikern Vorbild, wenn auch nicht vorbehaltlos. Die Brüder Schlegel und auch andere Mitglieder des Romantikerkreises kannten Goethe persönlich, seine Literatur beeindruckte und beeinflusste die jungen Schriftsteller. Auch Dorothea Mendelsohn Veit war mit Goethes Werken bestens vertraut und auch sie verehrte ihn zutiefst. Entsprechend beeindruckt war sie, als sie am 14. November 1799 Goethe, „die alte göttliche Exzellenz“⁸ bei einem Spaziergang im *Paradies*, wie die Wiesen an der Saale genannt wurden, kennenlernte.

Die Schriftstellerei war für Dorothea Mendelsohn Veit durchwegs positiv konnotiert. Der Mann, den sie liebte war Schriftsteller, ihr soziales Umfeld war ebenso schriftstellerisch tätig oder zumindest literaturaffin. Außerdem animierte Friedrich Schlegel Freunde und Verwandte, zu schreiben. Er versuchte, den Freund Friedrich Schleiermacher, seinen Bruder August Wilhelm, dessen Frau Caroline und selbst deren Tochter Auguste zum Schreiben zu bewegen, weshalb Heike Frank in ihrer Untersuchung über Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel schlussfolgert, dass es deshalb naheliegend sei, dass Schlegel wohl auch Dorothea

⁷ Tagebuchnotiz, nicht datiert. Raich, 1881. Bd. I, S. 81

⁸ Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913. S. 21

aufforderte, einen Roman zu verfassen⁹. Dies gelang Friedrich auch erstaunlich rasch, denn wie aus einem Brief Dorotheas an Schleiermacher, datiert mit 15. November 1799, hervorgeht, hatte sie zu jenem Zeitpunkt bereits mit der Arbeit an einem Roman begonnen:

*Denken Sie sich meine rasende Freude, ich habe ein hübsches Lied zu meinem Roman gedichtet, es gefällt allen recht wohl.*¹⁰

Auffallend an ihrem plötzlichen Tatendrang ist, dass Dorothea Mendelsohn Veit bis zu diesem Zeitpunkt in ihrer Korrespondenz mit Schleiermacher nie erwähnt hatte, dass sie sich – abgesehen von ihren Übersetzungen – schriftstellerisch betätigen wollte. Darauf lassen auch nicht die Aufzeichnungen in ihrem Tagebuch schließen, das jedoch nicht mit einem Tagebuch in seiner eigentlichen Bedeutung verglichen werden darf, denn es fehlen die Datierungen, ebenso wenig sind Tagesabläufe oder besondere Begebenheiten darin beschrieben, wie es in einem Tagebuch für gewöhnlich der Fall ist. So wird darin beispielsweise kein Wort über die Begegnung mit Goethe verloren. Ergo kann diese Quelle nicht als Tagebuch im eigentlichen Sinn gewertet werden, vielmehr handelt es sich wohl um ein Notizbuch, das Dorothea Mendelsohn Veit angelegt hatte. Lediglich das Postskriptum des Romans *Zuneigung an den Herausgeber*, das jedoch nur als Entwurf erhalten und letztlich nicht erschienen ist, lässt darauf schließen, dass der Gedanke, einen Roman zu verfassen von der Schriftstellerin selbst stammte und dass sie die diesen Gedanken schon vor längerer Zeit gefasst hatte:

*Mit hoher Freude erinnere ich mich noch des lieben heitern Morgens, als ich mich zuerst auf die kleinen Geschichten in diesem Buche wieder besann. Sie lagen schlummernd in meiner Seele wie ein Veilchen während des Winters; ein neuer Frühling, die rückkehrende Sonne hatte sie alle geweckt. Glühend und freudig ungeduldig schrieb ich die ersten Blätter nieder und legte sie dann so zufrieden und unbefangen in meinem Schreibpulte hin, als hätte ich ein ganzes Werk vollendet; denn das, was ich mir heimlich zu den paar Seiten noch hinzuträumte und vorphantasirte, war für mich Absichtslose so gut, als stände es fertig vor mir auf dem Papiere. Ich hatte nicht den Muth, Dir von meinem Phantasiespiel zu erzählen [...]*¹¹

Zusammenfassend sei gesagt, dass sich in Dorotheas Notizen keine eindeutigen Hinweise finden lassen, die den Schluss zuließen, dass sie an einer Struktur für den geplanten Roman

⁹ Vgl. Frank, Heike: ...die Disharmonie, die mit mir geboren ward, und mich nie verlassen wird... - Das Leben der Brendel/Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel (1764-1839). Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris: Peter Lang, 1988 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur. Band 1040) [in der Folge zitiert als: Frank, 1988] S.126f

¹⁰ Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913. S. 22

¹¹ Schlegel, Dorothea: Zuneigung an den Herausgeber. In: Dorothea Schlegel. Florentin. Hrsg. von Wolfgang Nehring. Reclam, Stuttgart, 2004. S. 193

gearbeitet hätte. Aufgrund der mangelhaften (oder gar nicht existenten?) Quellen können die Motivation und Initialzündung, die zur Entstehung des Romans *Florentin* geführt haben, nicht fundiert erläutert werden. Friedrich Schlegel wird jedoch mit Sicherheit zur Entstehung des Romans beigetragen haben, zumindest spornte er sie an, denn aus seiner Sicht musste jeder, den er intellektuell schätzte, im Stande sein, einen Roman zu verfassen:

*Jeder progressive Mensch trägt einen notwendigen Roman a priori in seinem Innern, welcher nichts als der vollständigste Ausdruck seines ganzen Wesens ist.*¹²

An dieser Stelle könnte dennoch – trotz Erklärung in *Zuneigung an den Herausgeber* – der Eindruck entstehen, dass sich Dorothea aus Liebe zu Friedrich, aus Ehrgeiz, Stolz und Eitelkeit gegenüber der Jenaer Romantiker und vor allem auch aus ständiger Geldnot dazu entschlossen hat, einen Roman zu verfassen. Auszuschließen ist dieser Aspekt zwar nicht, doch dies würde zu kurz greifen. Denn damit würde impliziert, dass es Frauen problemlos möglich war, zu schreiben und zu publizieren, sich einen ehrbaren Ruf als Schriftstellerin zu erarbeiten. Im ausklingenden 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Aufklärung und der Französischen Revolution, war jedoch genau das Gegenteil der Fall, wie dieses Arabische Sprichwort illustriert:

*Eine Henne, die da krähet, und ein Weib, das gelehrt ist, sind üble Vorboten: man schneide beiden den Hals ab.*¹³

Niemand geringerer als der Dichter und Denker Johann Gottfried Herder nützte dieses aggressive Sprichwort in einem privaten Brief an seine Verlobte Caroline Flachsland, um sein Unbehagen über schriftstellerisch tätige Frauen auszudrücken. Doch daraus darf nicht geschlossen werden, dass Herder ein frauenhassender Despot gewesen wäre – er brachte damit lediglich die damals vorherrschende Meinung über gelehrte Frauen zum Ausdruck: Sie wurden als „Unnatur“ verstanden. Sobald sich eine Frau jener Zeit nicht mehr nur mit ihren ureigensten Aufgaben in der Gesellschaft und in der Familie beschäftigte, sondern sich auch literarisch betätigte, verstieß sie gegen vorherrschende, männlich geprägte Auffassungen und Regeln der Gesellschaft. Durch das Schreiben werden Emanzipationsbestrebungen und Legitimierungsbedürfnisse der Frauen deutlich, doch nur zögerlich und schrittweise gelang es den

¹² Schlegel, Friedrich: *Literary Notebooks 1797-1801*. Hrsg. von Hans Eichner. London: Athlone Press, 1957. [in der Folge zitiert als: Schlegel: *Notebooks*, 1957] Nr. 572, S. 75

¹³ Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Hrsg. von Hans Schauer. Weimar, 1926, Bd.1. S. 46f

Frauen, sich ihre Mündigkeit zu erkämpfen. Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel zählt zu jenen Frauen, die einen Grundstein für die Frauenemanzipation in der Literatur gelegt haben.

1.1 Frauen und der Literaturbetrieb bis 1800

Zu jener Zeit, im Jahr 1800, als Dorothea Mendelsohn Veit an ihrem Roman *Florentin* arbeitete, war die Schriftstellerei Männersache – schreibende Frauen genossen einen Ausnahmestatus. Doch lag es keineswegs daran, dass Frauen keinen Zugang zur Literatur gehabt hätten, ihnen somit womöglich die Inspiration und der Zugang zum Fach *Schriftstellerei* gefehlt hätte. Es entsprach schlichtweg nicht dem gesellschaftlichen Bild, dass eine Frau sich als Autorin betätigte. Sich auch in schriftlicher Form auszudrücken und das Geschriebene zu publizieren ziemte sich nicht. Dass der Zugang zu Büchern, insbesondere für Frauen des Bürgerstandes und des Kleinadels, gegeben war ist gesichert. Immerhin wurde im Bürgertum das Lesen, abgesehen von der kulturellen und moralischen Orientierung als Möglichkeit einer Abgrenzung zu Adel und Proletariat gleichermaßen verstanden, wie Karin Tebben analysiert¹⁴. Das wachsende Interesse des Bürgertums an Literatur hatte Folgen auf den Buchmarkt. Tatsächlich entstand ein lebendiger Markt, denn für die Zeit zwischen 1750 und 1800 wurden laut Tebbens Untersuchungen in Deutschland 5000 Romane ermittelt.

Es versteht sich, daß Dichten den Charakter der Freizeitbeschäftigung und der Liebhaberei verlieren mußte, als ein bürgerliches Lesepublikum entstand, sich ein freier Markt entwickelte, der dem Produzenten schöngeistiger Literatur einen existenzsicheren Absatz garantierte. Von nun an produzierte er für eine berechenbare Käuferschicht.¹⁵

Die Autoren, die nun die Möglichkeit hatten, von ihrer Tätigkeit zu leben, standen unter Erfolgsdruck und mussten aufgrund dessen zunächst ihre Leser und in weiterer Folge deren Interessen kennen und dies beim Schreiben berücksichtigen, insbesondere dann, wenn der Schriftsteller noch nicht etabliert war. Nicht zu vernachlässigen ist der Preis der Bücher Mitte des 18. Jahrhunderts, der nicht mit den heutigen Marktpreisen vergleichbar ist. Darum wurden nur von wohlhabenden Familien Hausbibliotheken eingerichtet, in denen sich meist religiöse Standardwerke, medizinische Ratgeber oder Sammlungen von Rezepten, also Kochbücher fanden. Karin Tebben verweist darauf, dass erst im späten 18. Jahrhundert auch antike Klassiker und politische Bücher Einzug in die Hausbibliotheken des Bildungsbürgertums hielten.

¹⁴ Vgl. Tebben, Karin: Soziokulturelle Bedingungen weiblicher Schriftkultur im 18. und 19. Jahrhundert. In: Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Karin Tebben. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht, 1989 (Sammlung Vandenhoeck). [in der Folge kurz: Tebben, 1989]. S. 21

¹⁵ Grimm, Gunter E.: Einleitung: Zwischen Beruf und Berufung – Aspekte und Aporien des modernen Dichterbildes. In: Grimm, Gunter (Hrsg.) Metamorphosen des Dichters. Das Rollenverständnis deutscher Schriftsteller von der Aufklärung bis zu Gegenwart, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 1992 S. 7-15, hier S. 9.

Das Bildungsbürgertum umfasste keine große Bevölkerungsschicht – der Anteil der Bildungsbürger wird auf ca. 3 Prozent der Gesamtbevölkerung geschätzt, weshalb Karin Tebben schlussfolgert, dass der Besitz von Büchern, gar von Bibliotheken ein Luxus war, den sich die meisten Familien gar nicht leisten konnten. In der Folge entstanden schließlich Leihbibliotheken, deren Zielgruppe insbesondere Frauen waren, und bald schon zählte der schöngeistige Literaturkonsum der bürgerlichen Frau zum Statussymbol. Darauf weisen auch die zahlreichen literarischen Salons insbesondere in Berlin hin, deren Blüte in den Jahren zwischen 1780 und 1806 lag. Gegründet und geführt wurden sie in erster Linie von jüdischen Frauen, womit es eine soziale Randgruppe war, die in jenen Jahren das geistige und kulturelle Leben in Berlin bestimmte. Wie Erika und Ernst von Borries in ihrer *Deutschen Literaturgeschichte* feststellen, zeichneten sich die Berliner Salons durch die soziale Heterogenität ihrer Besucher aus, zu denen Künstler, bürgerliche Intellektuelle, Schauspieler, Militärs, Diplomaten und ausländische Gäste zählten¹⁶. Henriette Herz gründete 1784 den ersten literarischen Salon in Berlin, der berühmteste Salon war der von Rahel Levin. Kurz vor der Jahrhundertwende gab es bis zu fünfzehn jüdische Salons in Berlin. Je nach Ausprägung wurde im Rahmen dieser Treffen musiziert, in anderen Salons hielten Autoren Lesungen von unveröffentlichten Texten ab, die gemeinsam mit dem Publikum diskutiert wurden, ebenso fanden in einigen Salons dramatische Aufführungen statt. Grundsätzlich, so halten Erika und Ernst von Borries fest, gehörten Literaturgespräche zu dieser Geselligkeit. Es wurden die neuesten Bücher diskutiert, empfohlen oder verliehen. Ebenso hatten Schriftsteller die Gelegenheit, in diesem Rahmen mit Verlegern in Kontakt zu treten. Die Heterogenität der Besucherschaft impliziert, dass Frauen ebenso zu den regelmäßigen Gästen dieser Salons zählten und somit engen Kontakt zur Literatur und zu Literaturschaffenden hatten. Die Salons dienten dazu, Literatur noch stärker zu kultivieren und im bildungsbürgerlichen Selbstverständnis zu verankern.

2 Die männliche Gegnerschaft der Gelehrten Frau

2.1 Joachim Heinrich Campes Kritik an der „Lesewuth“

Wie rasch das Interesse an Literatur und insbesondere an der Belletristik gestiegen ist und welchen Stellenwert Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schon nach kurzer

¹⁶ Vgl. Borries, Erika und Ernst von: *Deutsche Literaturgeschichte. Romantik. Band 5.* München, Deutscher Taschenbuchverlag, 1999, S. 48ff

Zeit erlangt hat, zeigen die Bedenken daran, die sich in moralisch untermauerter Kritik äußerten. Es wurde gar von einer *Lesewuth* gesprochen, die der Pädagoge Joachim Heinrich Campe 1783 in seiner pädagogischen Schrift *Theophron* bei beiden Geschlechtern feststellte:

*Hüte dich, mein Sohn, vor dieser eben so lächerlichen als schädlichen Schreibeseuche. Wisse, daß das fürchterliche Anschwellen der Bücher und die damit verbundene Lesewuth, welche täglich weiter um sich greift, eine Folge und zugleich mit eine Ursache des immer größer werdenden Verderbnisses unserer Sitten und der ganzen Menschheit ist.*¹⁷

Campe zeigt sich besorgt wegen des Sittenverfalls, den Bücher und *Lesewuth* auslösen können. Von diesem Sittenverfall sind jedoch nicht nur Burschen oder Männer betroffen, noch stärker gefährdet seien aus seiner Sicht Mädchen und Frauen. Denn die Leserinnen könnten durch Literatur gar vom moralisch *richtigen* Weg abgebracht werden. Deshalb fällt in seinem nur wenige Jahre nach dem *Theophron* erschienenen Werk *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789) die Kritik an Büchern und an der *Lesewuth* noch weit heftiger aus, als in der vorangegangenen Schrift. In *Väterlicher Rath für meine Tochter* bringt er das Lesen von Büchern in einen unmittelbaren Zusammenhang mit Krankheit und amoralischem Vergehen. Im Viellesen erkennt Campe eine ursächliche Schädigung der Ehe – dem in jener Zeit offenbar wichtigsten Ziel einer Frau:

*Eine von den unerkannten Hindernissen einer zufriedenen Ehe und einer glücklichen Kinderzucht in den verfeinerten Ständen ist, in mancher Familie wenigstens, der in Ueppigkeit ausartende Gelehrsamkeitstrieb; eine wirkliche Geistesseuche, welche in den gebildeten Klassen unserer Zeitgenossen, mit sichtbarer Verminderung des Familienglücks, um so schneller und gefährlicher um sich greift, je geneigter man ist, sie, gleich der erhöhten Gesichtsfarbe des Fieberhaften, dessen innern Zustand man verkennt, nicht für Krankheit, sondern für die wünschenswerteste Blüte der Gesundheit des menschlichen Geistes zu halten. Diese täuschende Seuche [...] äußert sich auf eine doppelte Weise; theils durch eine immer weiter um sich greifende und jede andere Art von Thätigkeit immer mehr und mehr verdrängende Lesewuth, theils durch eine beinahe schon eben so allgemeine und noch unseligere Begierde, seinen Namen durch schriftliche Erzeugnisse des Geistes zu verherrlichen.*¹⁸

¹⁷ Campe, Joachim Heinrich: *Theophron* oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. Siebente rechtmäßige Ausgabe. Braunschweig³1819. 1777 S. 207f

¹⁸ Campe, Joachim Heinrich: *Väterlicher Rath für meine Tochter*. Ein Gegenstück zum *Theophron*. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet. Braunschweig, In der Schulbuchhandlung,⁷1809. [in der Folge kurz: Campe: *Väterlicher Rath*] S. 75ff

Die Kritik an der *Lesewuth* impliziert auch deshalb eine amoralische Komponente, da das Lesen und die Lust am Lesen mit einer erotischen Komponente behaftet war, wie Helga Meise in ihrer Untersuchung über Deutscher Frauenromane im 18. Jahrhundert analysiert.

*Lesen bedeutet Verführung. [...] Lesen steht also immer in unmittelbarer Berührung mit den Leidenschaften und Sinnen des Körpers. Es stellt eine Intimität her, die die Frauen ihrem Alltag zu stehlen scheinen.*¹⁹

Helga Meise versucht nachzuweisen, dass Frauen im 18. Jahrhundert Wochenschriften und Frauenromane auch neben und unabhängig von ihrer Hausarbeit gelesen haben. Demnach wären Hände wie auch der Kopf gleichermaßen gefesselt gewesen. Die Kritik am Viellesen aber habe laut Helga Meise eben diese direkte Koppelung von Händen und Kopf verhindern wollen, denn dadurch würde beim Lesen der eigene Körper eingebracht.

*Wenn sich nämlich Kopf und Hand, um in der metaphorischen Konkretion zu bleiben, beide auf die Lektüre einlassen, wäre genau der intensive Moment erreicht, der die Lust am Text mit der am Körper zusammenfügen könnte. [...] Mit dieser Beobachtung kommt die zeitgenössische Reaktion auf die Masturbation der Frauen in den Blick. Gerade die verstärkte Kritik an der Vielleserei der Frauen lässt die Lesewuth am Ende des Jahrhunderts als weibliches Pendant zur Masturbationskampagne erscheinen, wie sie sich gegen Knaben richtet. Beide Kampagnen bedienen sich der gleichen Argumente, um ihr Anliegen und ihre Berechtigung in der Erziehung der Jugend zu verankern.*²⁰

Selbst wenn Helga Meises These, dass Lesen und Masturbation in Zusammenhang stehen könnten, gewagt wirkt und bestenfalls in Form von Abstraktion eine gewisse Berechtigung haben könnte, so ist dennoch festzustellen, dass im damaligen zeitgenössischen Moralverständnis das Lesen in dieser Heftigkeit anstößig gewirkt haben dürfte, wie Campe in seiner Kritik gegen die *Lesewuth* deutlich zum Ausdruck bringt. Zumal galt Campe durchaus als angesehener Pädagoge, der häufig rezipiert wurde, womit vorausgesetzt werden kann, dass seine Ansichten gesellschaftliche Normen widerspiegeln. Den Frauen wurde also nur eingeschränkt zugebilligt, sich in Form von literarischem Konsum weiterzubilden. Noch schwieriger war es für Frauen, sich auch aktiv in die Schriftstellerei einzubringen. Abgesehen von den gesellschaftlichen Schranken, auf die noch detailliert eingegangen wird, mangelte es ihnen schlicht an der entsprechenden Bildung, um ihre Gedanken auch in gewählter Form zu Papier bringen zu können.

¹⁹ Vgl. Meise, Helga: Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert. Reihe Métro 14. Berlin, Marburg. Verlag Guttadin&Hoppe, 1983. S. 72

²⁰ Ebd. Meise, 1983. S. 73

2.2 Grenzen durch fehlende Bildung

Erst Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Ausbildung von Kindern gesetzlich geregelt, wobei das deutsche Schulwesen zu jener Zeit nur mangelhaft organisiert war. Hinzu kam, dass es von den Eltern abhing, ob sie ihren Kindern eine qualitativ hochwertige Ausbildung angedeihen ließen. Mädchen hatten es nochmals schwerer, denn erst im späten 18. Jahrhundert durften sie den Katechismusunterricht besuchen, wo sie einen gewissen Elementarunterricht erhielten und ihnen auch Handarbeiten beigebracht wurde. Selbst in den ersten Mädchenschulen, die um 1800 gegründet wurden, erhielten die Schülerinnen meist nur Unterricht in Handarbeit und in Erziehungsarbeit. Keineswegs kam den Mädchen an diesen Schulen dieselbe Bildung zu, wie den Burschen in den Gymnasien. Die Gleichstellung von Mann und Frau in Bildungsfragen war keine zentrale gesellschaftliche Forderung, nach wie vor herrschte das Bild der Frau als Hausmutter vor.

Bis dahin aber waren Mädchen generell von Bildung in öffentlichen Institutionen ausgeschlossen. Sie durften weder Lateinschulen, Ritterakademien, Gymnasien noch Universitäten besuchen. Zwar wurden die Töchter gutbürgerlicher Familien privat unterrichtet, zumeist von ihrer Mutter, in diesem Fall jedoch nicht intellektuell. Intellektuelleren Unterricht erhielten die Mädchen meist passiv, wenn der Hofmeister oder der Privatlehrer den Bruder zu Hause unterrichtete. Die Schwester wurde als ZuhörerIn geduldet. Als Lehrer fungierten für Mädchen auch häufig der gebildete Bruder, die Gouvernante, der Tanz- und Musikmeister oder der Zeichenlehrer.²¹ Der unsystematische Unterricht ist jedoch keineswegs vergleichbar mit dem, was den jungen Männern in den Lateinschulen über Jahre hinweg beigebracht wurde: Die männlichen Schüler erhielten in diesen Institutionen eine intensive Sprachschulung aufgrund von Lese-, Übersetzungs- und Kompositionsübungen. Teil des Lehrplans waren außerdem Memorieren, antike Rhetorik, Philologie, Mythologie, Naturkunde, Erdkunde, sowie die umfassende Allgemeinbildung in alter Geschichte.²² Die jungen Männer erlangten somit nicht nur das Rüstzeug für einen gefälligeren Schreibstil, sie hatten nach ihrer Ausbildung auch ein gehöriges Maß an Wissen und Inspiration, das in Texte einfließen konnte.

²¹ Vgl. Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung. München, Beck: 2000 [in der Folge kurz: Becker-Cantarino. 2000]. S.28

²² Ebd. S. 29

Mädchen oder Frauen hingegen mussten autodidaktisch vorgehen, wobei ihnen Bücher eine wichtige Grundlage lieferten, um sich Wissen, Stil und Ausdruck anzueignen, um schließlich als Schriftstellerin reüssieren zu können.

Wie wenigen Frauen dies in der Zeit zwischen Aufklärung und Romantik gelungen ist, zeigt Susanne Kords Untersuchung über weibliche Schriftstellerinnen. Sie konnte für die Jahre 1700 bis 1820 gerade einmal 323 Autorinnen ermitteln²³. Die Gründe für diese nicht nur freiwillige Zurückhaltung der Frauen in der literarischen Produktion liegen jedoch nicht nur daran, dass sie aufgrund ihres Geschlechts einer bildungsferneren Schicht angehörten – die Ursachen sind historisch vielmehr begründet.

2.3 Grenzen durch Moral

Dass Frauen von der Bildung ferngehalten wurden ist eines der Resultate der historisch gewachsenen Rollenbilder, die letztlich auf die Unterdrückung der Frau hinauslaufen. Ein wichtiger Grundstein dafür wurde in der Zeit der Reformation im 16. Jahrhundert gelegt. So war es immerhin Martin Luther, einer der größten Kommunikatoren der Geschichte, der mit seiner *Predigt vom Ehestand* (1525) sein Frauenbild einer breiten Öffentlichkeit zukommen ließ. So musste sich nach Ansicht Luthers die Frau dem Mann unterordnen, womit ihr die Rolle als Hausmutter zugeschrieben wurde:

*Zum andern, so soll des Weibes Wille, wie Gott saget, dem Manne unterworfen sein und der soll ihr Herr sein. Das ist: daß das Weib soll nicht ihres freien Willens leben, wie denn geschehen wäre, wo Eva nicht gesündigtet, so hätte sie mit Adam, dem Mann, zugleich regieret und geherrschet als sein Mitgehilfe. Jetzt aber, nun sie gesündigtet und den Mann verführet, hat sie das Regiment verloren und muß ohne den Mann nichts anfangen oder tun. Wo der ist, muß sie mit und sich vor ihm ducken als vor ihrem Herrn, den sie soll fürchten, ihm untertan und gehorsam sein.*²⁴

Eva, die erste Frau, war der Grund für alles Übel, weshalb jede weibliche Eigenständigkeit fatale Folgen für die Menschheit habe. Selbst wenn Luthers Aussage aus dem Jahr 1525 stammt, einer Zeit, in der weibliche Emanzipation möglicherweise noch keine große Rolle

²³ Kord, Susanne: Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700-1900. Stuttgart, Weimar. J. B. Metzler, 1996. [in der Folge kurz: Kord, Namen] S.52f

²⁴ Luther, Martin: Eine Predigt vom Ehestand. In: Ders., Vom ehelichen Leben und andere Schriften über die Ehe. Stuttgart. Reclam, 1997. S. 70

gespielt hat, so hat sie sich dennoch zum Totschlagargument für jede emanzipatorische und intellektuelle Regung einer Frau entwickelt. Denn Luthers Auffassung war keine kurzlebige Einzelercheinung, sie wurde weitergetragen und ging ein in das bipolare Geschlechtermodell, in dem Frauen Menschen zweiter Klasse gesehen wurden. Eigenständigkeit und Individualität wurden dadurch unmöglich. Im 18. Jahrhundert wurden die geschlechtstypischen Rollen zum Nachteil der Frauen weiterentwickelt und die weibliche Inferiorität determiniert, denn es bildete sich ein Modell des Geschlechtscharakters der Frau heraus, das stärker als zuvor das familiäre Wohl und die Wünsche und Ansprüche des Hausherrn als Basis hatte.²⁵ Als typische Eigenschaften einer Frau galten Häuslichkeit, Passivität, Emotionalität, Schamhaftigkeit, Hingebungsfähigkeit und Religiosität. Karin Tebben aber stellt in ihrer Untersuchung fest, dass „*offenbar zu wenig Frauen bereit waren, ihrer natürlichen Bestimmung ohne weiteres Folge zu leisten*“, daher bedurfte es der Erziehung für Frauen. Es überrascht wenig, dass sich in erster Linie Männer dazu berufen fühlten, die Verantwortung für die weibliche Erziehung zu übernehmen.

2.4 Jean Jacques Rousseau: Émile oder Über die Erziehung (1762)

Im 19. Jahrhundert ist eine Vielzahl von Erziehungsbüchern für Mädchen und junge Frauen erschienen, herausstechend ist dabei der Roman *Émile oder Über die Erziehung* von Jean-Jacques Rousseau aus dem Jahr 1762. Die ersten vier Bücher beschäftigen sich mit dem Jungen Émile, der abgeschottet von der Gesellschaft, also ausgehend vom Naturzustand sich mithilfe seines Erziehers Jean-Jacques zu einem gesellschaftlichen und sittlichen Wesen entwickelt. Eine zentrale Rolle bei dieser Entwicklung von Wesen und Charakter spielen die natürliche Erziehung und die Herausbildung der Nächstenliebe. Mit diesen Anlagen soll Émile in der Zivilisation bestehen, niemand anderem schaden und auch möglichst selbst keinen Schaden erleiden. Letztendlich wird eine Partnerin für Émile gesucht und in Sophie gefunden, die im fünften Buch übertitelt mit *Sophie, oder die Frau* als ideale Partnerin beschrieben wird. An dieser Stelle kann nicht auf die in jener Zeit zweifelsohne fortschrittlichen pädagogischen Methoden des Erziehungsromans *Émile* eingegangen werden, jedoch müssen aufgrund ihrer Nachhaltigkeit die Erläuterungen zur weiblichen Erziehung näher betrachtet werden, denn immerhin wurden sie vielfach rezipiert und lieferten lange Zeit die Argumentationsgrundlage

25 Tebben, 1989. S. 18f

dafür, Frauen in die ihnen angestammten Bereiche zurückzuweisen. So heißt es gleich am Beginn des Fünften Buches:

Eine vollkommene Frau und ein vollkommener Mann dürfen sich im Geist ebenso gleichen wie im Gesicht; auch in der Vollkommenheit gibt es kein Mehr oder Weniger. In der Vereinigung der Geschlechter tragen beide gleichmäßig zum gemeinsamen Zweck bei, aber nicht auf die gleiche Weise. Daraus ergibt sich der erste bestimmbare Unterschied in ihren gegenseitigen moralischen Beziehungen. Der eine muß aktiv und stark sein, der andere passiv und schwach: notwendigerweise muß der eine wollen und können; es genügt wenn der andere wenig Widerstand leistet. Steht dieser Grundsatz fest, so folgt daraus, daß die Frau eigens geschaffen ist, um dem Mann zu gefallen. Es ist weniger zwingend notwendig, dass ihr der Mann auch seinerseits gefällt: sein Vorzug liegt in der Kraft.²⁶

Einmal mehr wird die Inferiorität der Frau schon zu Beginn determiniert, indem darauf verwiesen wird, dass der Mann dem starken, die Frau dem schwachen Geschlecht angehört. Stärke impliziert das Schaffen, Tatkraft, Schwäche hingegen das Passive, Duldende. Stärke zeichnet sich auch durch Bildung aus, die wiederum dazu führt, schöpferisch tätig sein zu können. Rousseau billigt es den Frauen im Kapitel *Sophie, oder die Frau* zumindest zu, nicht in Unwissenheit oder gar Dummheit leben zu müssen:

Folgt daraus, daß sie in allem unwissend aufwachsen muß, außer in den häuslichen Verrichtungen? Soll der Mann aus seiner Gefährtin eine Dienstmagd machen? Soll er sie am Fühlen und Denken hindern, um sie besser beherrschen zu können? Soll er einen Automaten aus ihr machen? Nein, gewiß nicht! So hat es die Natur nicht gewollt, die den Frauen einen so angenehmen freien Geist gab. Im Gegenteil: sie will, daß sie denken, urteilen, lieben, wissen; daß sie ihren Geist ebenso pflegen wie ihr Antlitz. Das sind die Waffen, die ihnen die Natur als Ersatz für die Kraft gab, die ihnen fehlt, und um unsere Kraft zu leiten. Sie müssen viel lernen, aber nur das, was sich für sie schickt.²⁷

Dieser zitierte Absatz aus *Émile* könnte – abgesehen von den letzten beiden Sätzen – selbst aus heutiger Sicht als modern verstanden werden. Frauen, so Rousseau, sollen nicht nur im Haushalt wirken, sondern auch ihren Verstand bilden dürfen, denn mit geistiger Stärke und mit Intellekt könnten sie jene Unzulänglichkeiten kompensieren, die sich in körperlicher Schwäche ausdrücken. Das allerdings wäre wohl zu modern, ja schlichtweg undenkbar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewesen. Rousseau billigte den Frauen gerade nur das Erlernen typisch weiblicher Fähigkeiten zu:

²⁶ Rousseau, Jean-Jacques: *Emil oder über die Erziehung*. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1972. S. 386

²⁷ Ebd. S. 393

Tatsächlich lernen alle Mädchen nur mit Widerwillen Lesen und Schreiben; aber wie man eine Nadel hält, das lernen sie gerne. Sie kommen sich schon erwachsen vor und denken mit Vergnügen daran, daß diese Fähigkeit ihnen eines Tages dazu dienen könnte, sich herauszuputzen. Ist der Anfang gemacht, so kommt man leicht weiter: Nähen, Sticken, Klöppeln kommen von allein.²⁸

Ebenso sollen die Frauen darin gefördert werden, zu zeichnen, allerdings nur, wenn es den Frauen auch dienlich ist: Blätter, Blumen, Früchte etc. sollen die Motive sein, da sie anschließend der Stickerei dienen und sich auf den Kleidern der Frauen wiederfinden sollen. Von Landschafts- oder Porträtmalerei hält Rousseau bei Frauen nichts. Denn die Studien von Frauen sollten sich auf das praktische Leben und auf praktische Kenntnisse beschränken. Zweifel hat Rousseau an der Notwendigkeit einem Mädchen Lesen und Schreiben beizubringen. Er fragt:

Warum soll eigentlich ein Mädchen so früh lesen und schreiben lernen? Hat sie so bald einen Haushalt zu führen? [...] Ich kenne ein Mädchen, das eher schreiben als lesen lernte und eher mit der Nadel zu schreiben begann als mit der Feder. Zuerst wollte sie von allen Buchstaben nur das O malen. [...] Während sie eines Tages mit dieser nützlichen Übung beschäftigt war, sah sie unglücklicherweise in den Spiegel und fand, daß ihre gezwungene Schreibhaltung reizlos aussah; sie warf die Feder wie eine zweite Minerva weg und wollte keine O mehr machen.²⁹

Das Beispiel vom schreibenden Mädchen ist insofern perfide, weil Rousseau damit zum Ausdruck bringt, dass ein weibliches Wesen nur das erlernen und verstehen kann, wenn das Erlernte auch einen praktischen Zweck erfüllt. Der Zweck ist für Rousseau klar: Eine Frau zeichnet sich dadurch aus, dass sie dem Ehemann gegenüber sanftmütig ist und ihm dient. Ebenso soll sie ihrem Mann gefallen durch *Putz*, also attraktive Kleidung und Aufmachung, und gewählte, anregende Konversation. Dass die Frau den Männern bei der Konversation geistig ebenbürtig sein sollte, stellt Rousseau in Abrede. Zwar rege eine gebildete Frau an, eine hochgebildete aber stoße ab, insbesondere wenn sie sich bei philosophischen oder wissenschaftlichen Diskursen einbringe:

Die Erforschung der abstrakten und spekulativen Wahrheiten, der Prinzipien und Axiome in den Wissenschaften, alles, was auf die Verallgemeinerung der Begriffe abzielt, ist nicht Sache der Frauen. Ihre Studien müssen sich auf das Praktische beziehen.³⁰

²⁸ Ebd. S. 398

²⁹ Ebd. S.399

³⁰ Ebd. S.420

Frauen stehe es nur zu, jene Kenntnisse anzuwenden, die von Männern erlangt worden sind, Frauen dürfen nur beobachten, was ihre Männer bereits bewiesen haben, denn zu eigenständiger Forschung seien Frauen gar nicht im Stande:

[...]denn Werke des Genies überschreiten ihre Fassungskraft [der Frauen]. Um in den exakten Wissenschaften Erfolge zu haben, fehlt es ihnen an ausreichender Genauigkeit und Aufmerksamkeit. Die Naturwissenschaften soll der treiben, der von beiden Geschlechtern der Tätigste und der Beweglichste ist, der die meisten Dinge sieht; der die meiste Kraft hat und sie auch übt, um die Beziehungen der Lebewesen und der Naturgesetze zu beurteilen. Die Frau ist schwach und sieht nichts von der Welt draußen.³¹

Womit ein Dilemma für die Frauen skizziert wird – für die Geisteswissenschaft eignet sie sich gemäß Rousseau deshalb nicht, weil sie dies schlichtweg geistig nicht erfassen kann, und für die Naturwissenschaften arbeite die Frau zu ungenau, außerdem kenne sie die Welt nicht. Zynisch wirkt deshalb die Schlussfolgerung Rousseaus: *„Die Frau hat mehr Geist, der Mann mehr Genie; die Frau beobachtet, der Mann zieht Schlüsse.“*

Ergo kann sich der Mann frei von jedem Zwang zum autonomen Individuum entwickeln, der Frau hingegen bleibt nur der häuslich-familiäre Bereich; ihr Ziel es ist, eine vorbildliche Mutter und Erzieherin ihrer Kinder und eine sanftmütige, nachgiebige, untertänige Partnerin für ihren Mann zu werden. Kommt die Frau ihrer „Bestimmung“ nicht nach, so droht Rousseau ihr der Verlust ihrer geschlechtsspezifischen Reize an.

2.5 Johann Gottlieb Fichte: Grundlage des Naturrechts (1796)

Rousseaus Ansichten zur Inferiorität der Frau entsprachen der kulturellen Tendenz, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts einen weiblichen Typus favorisierte, der ausdrücklich gegen das Programm der weiblichen Gelehrsamkeit entworfen worden war. Etwa dreißig Jahre später unterstützte Johann Gottlieb Fichte die Thesen von Jean-Jacques Rousseau, die besagten, dass die Frauen nicht geeignet wären, sich als Wissenschaftlerinnen zu betätigen. In seinem 1796 erschienenen Werk *Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre* argumentierte Fichte im Abschnitt *Grundriß des Familienrechts* warum sich seiner Ansicht nach Frauen nicht schriftstellerisch betätigen sollen:

³¹ Ebd. S.420f

Noch ein paar Worte über die Begierde der Weiber, Schriftstellerei zu treiben, die sich unter ihnen immer weiter verbreitet. Es lassen sich nur zwei Zwecke der Schriftstellerei denken: entweder der, neue Entdeckungen in den Wissenschaften der Prüfung der Gelehrten vorzulegen; oder der, das schon Bekannte und Ausgemachte durch populäre Darstellungen weiter zu verbreiten. – Entdeckungen können die Weiber nicht machen. [...] Populäre Schriften für Weiber, Schriften über die weibliche Erziehung, Sittenlehren für das weibliche Geschlecht, als solches, können die Weiber am zweckmäßigsten schreiben. [...] Es versteht sich, dass die Verfasserin dann auch als Weib schreiben, und in ihrer Schrift, als Weib, nicht als ein übel verkleideter Mann erscheine wollen müsste. – Ich habe wie man sieht, vorausgesetzt, dass das Weib lediglich um zu nützen, und einem entdeckten Bedürfnisse ihres Geschlechts abzuhelfen, für ihr Geschlecht, keineswegs aber aus Ruhmsucht und Eitelkeit für das unsere schreibe. Ausser, dass in dem letzteren Falle ihre Producte wenig literarischen Wert haben werden, würde auch dem moralischen Werthe der Verfasserin dadurch grosser Abbruch geschehen.³²

Nicht außer Acht zu lassen ist die Bedeutung Fichtes: Seine Philosophie, die eine naturgegebene kulturelle Ordnung zum Zentrum hatte, die wiederum Kommunikation und Interaktion aller sozialisierten Subjekte regeln sollte, nahm großen Einfluss auf das Weltbild der Romantiker. Zudem lebte Fichte auch in Jena, wo er seit 1794 als Professor der Philosophie tätig war. Barbara Becker-Cantarino fasste die Stationen Fichtes zusammen und verwies darauf, dass Fichte in Jena auch mit Schiller und Humboldt verkehrte. Fichtes Vorlesungen zum „Naturrecht“ wurden von den Romantikern mit Interesse verfolgt, stark rezipiert wurde von ihnen auch die „Wissenschaftslehre“, Fichtes Ich-Philosophie und die Grundthese, dass alles Seiende „Setzung“ des „Ich“ sei.³³ Noch pikanter ist die Kenntnis, dass Fichte 1799 in Berlin bei Dorothea Mendelsohn Veit und Friedrich Schlegel als Gast aufgenommen wurde.

Fichte vertrat – wie zuvor Rousseau – die Ansicht, dass die Frau in erster Linie für die Reproduktion verantwortlich zeichnet. Fortpflanzung ist demnach die natürliche Notwendigkeit, um das Menschengeschlecht zu erhalten. Diese Fortpflanzung habe im Rahmen der Ehe zu passieren, wobei die Ehe *„nicht bloss eine juristische Gesellschaft [ist], wie etwa der Staat; sie ist eine natürliche und moralische Gesellschaft.“*³⁴ Demzufolge wird der Frau die moralische Verantwortung gegenüber der Gesellschaft und der Reproduktion der Menschheit zugeschrieben, ein Ausbrechen, was eine Rollenneuverteilung mit sich brächte, hätte demnach (fatale?) Folgen. Fichte alteriert sich folglich nicht nur über Frauen, die sich wissenschaftlich

³² Fichte, Johann Gottlieb: Grundlagen des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre. Grundriß des Familienrechts. In: Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke. Hrsg. von J. H. Fichte. Bd. 3. Berlin, Veit und Comp, 1845 [in der Folge kurz: Fichte, 1845]. S. 352

³³ Vgl. Becker-Cantarino, 2000. S. 49

³⁴ Fichte, 1845. S. 304

betätigen. In seinem moralisch-wissenschaftlichen Essay *Deduction der Ehe* (der ebenso Bestandteil seines Werks *Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre* ist) kritisiert er grundsätzlich jene Frauen, die sich aus ihrem *Wirkungsbereich* entfernen und dadurch ein Ungleichgewicht in der Gesellschaft verursachen könnten. Außerdem beschreibt Fichte, wie eine Ehe geführt werden sollte. Interessant daran ist, dass er es für notwendig erachtete, einen Verhaltenscodex für die Ehefrau aufzustellen, denn das wiederum deutet darauf hin, dass es offenbar Frauen gab, die vom *modus vivendi* abwichen. Die Rechte – oder vielmehr Pflichten der Frau, die sich in der *Deduction der Ehe* finden, entsprechen dem Selbstverständnis der männerdominierten Gesellschaft:

*Das Weib giebt, indem sie sich zum Mittel der Befriedigung des Mannes macht, ihre Persönlichkeit auf; sie erhält dieselbe und ihre ganze Würde nur dadurch wieder, dass sie es aus Liebe für diesen Einen gethan habe.*³⁵

Zwingen zur Ehe könne man eine Frau zwar nicht, denn jede Ehe müsse aus freiem Willen geschlossen werden, wie Fichte ebenso ausführt. Jedoch erklärt er ohne Umschweife, dass jene Frauen, die sich ihrer Urbestimmung, also der Eheschließung und in weiterer Folge der Mutterrolle, entziehen, ihre Würde verlieren würden, also mit gesellschaftlicher Ächtung zu rechnen hätten:

*Diejenige, welche ihre Persönlichkeit mit Behauptung ihrer Menschenwürde hingiebt, giebt nothwendig dem Geliebten alles hin, was sie hat. Wäre die Ergebung nicht unumschränkt, und behielte sie in derselben sich das Geringste vorm so legte sie dadurch an den Tag, dass das Vorbehaltene einen höheren Werth für sie hätte, als ihre eigene Person; welches ohne Zweifel eine tiefe Herabwürdigung ihrer Person wäre. Ihre eigene Würde beruht darauf, das sie ganz, sowie sie lebt und ist, ihres Mannes sey, uns sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe. Das Geringste, was daraus folgt, ist, dass sie ihm ihr Vermögen und alle ihre Rechte abtrete, und mit ihm ziehe. [...] Sie hat aufgehört, das Leben eines Individuums zu führen; ihr Leben ist ein Theil seines Lebens geworden (dies wird trefflich dadurch bezeichnet, dass sie den Namen des Mannes annimmt).*³⁶

Fichtes *Deduction der Ehe* ist durchaus auch als Anleitung und als moralisches Handbuch für die Erziehung von Frauen zu verstehen. Fichte hat sich diesem Thema wissenschaftlich und in Form eines Essays angenähert, Rousseau hat die Form des Briefromans gewählt. Die Botschaften der beiden Werke zielen jedoch in dieselbe Richtung und entsprechen den Bestrebungen, Frauen in ihre Schranken zu weisen.

³⁵ Ebd. S. 312

³⁶ Ebd. S. 312f

Eine weitere Publikation aus jener Zeit griff ebenso die Thesen Rousseaus, die aus heutiger Sicht Frauen gegenüber zumindest als unfreundlich bezeichnet werden müssen, auf. Der damals höchst anerkannte Pädagoge und Arzt Johan Bernhard Basedow vertritt in seiner Schrift *Das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker*, erschienen 1770, die Ansicht, dass Frauen auch noch im Erwachsenenalter erzogen werden müssen, insbesondere in ihrer Rolle als Mutter. Wie Barbara Becker-Cantarino feststellt, kam es in den darauffolgenden Jahren es zu einer Flut von Publikationen, die sich damit auseinandersetzten, Mädchen auf ihre Rolle als Mutter vorzubereiten und diese somit zu vorbildlichen Müttern zu erziehen. Laut Becker-Cantarino wurde diese Kampagne Ende des 18. Jahrhunderts von Pädagogen, Medizinern, Philosophen, Theologen, Staatswissenschaftlern und Schriftstellern geführt.³⁷ Dass die Frau in erster Linie als Mutter verstanden wurde, bezeichnet Becker-Cantarino keineswegs als neu, auffallend sei jedoch die Akzentuierung in dieser Zeit, denn damit „wurde auch die Geschlechterbeziehung im ausgehenden 18. Jahrhundert als ‚naturgegeben‘ enger geknüpft.“³⁸ Die Tatsache, dass sich Publikationen und Abhandlungen mit dieser klaren Rollentrennung beschäftigten und die Rolle der Frau determinierten, lässt darauf schließen, dass damit versucht wurde, anfängliche Emanzipationsbestrebungen einzelner Frauen im Keim zu ersticken, als Irrweg und wider die weibliche Natur darzustellen.

Jedoch appellierte die männliche Intelligenzija nicht nur an die moralische Verantwortung der Frauen, um sie in ihr althergebrachtes, angestammtes Terrain zu verweisen, man bediente sich auch pseudowissenschaftlicher Erklärungsversuche, um zu beweisen, dass die *Bestimmung* der Frau aufgrund ihrer *Natur* das Hausfrauentum sei.

2.6 Wilhelm von Humboldt: Anthropologische Aufsätze (1794-1797)

Bei Wilhelm von Humboldt ist ein allmähliches Abrücken vom rigiden, misogynen Geschlechterverständnis festzustellen. Allerdings versuchte auch er das Wesen und die Natur der Frauen zu erklären, wobei er versuchte den Geschlechtsunterschied zwischen Männern und Frauen herauszuarbeiten um so das Geheimnis des weiblichen Charakters zu lüften. Seine Methode war der anthropologische Zugang; ein Verfahren, das zwar auf wissenschaftliche

³⁷ Vgl. Becker-Cantarino, 2000. S. 28.

³⁸ Ebd. S. 28

Nachweisbarkeit abzielte, jedoch sind seine Erkenntnisse weder logisch zwingend noch empirisch verankert und belegbar. Humboldts breite anthropologische Untersuchung, die sich dem *Mysterium Frau* widmet, gliedert sich in drei Aufsätze, in denen er den Geschlechtscharakter beleuchtet.

Im ersten Aufsatz mit dem Titel *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur* aus dem Jahr 1794 erklärt Humboldt zunächst in abstrahierter Form die Bipolarität der männlichen und weiblichen Kraft, die eine gegenseitige Abhängigkeit auszeichnet. Das Feststellen einer wechselseitigen Notwendigkeit der Existenz beider Geschlechter zeugt in gewissem Maße von Modernität, da von der bislang geltenden Inferiorität der Frau Abstand genommen wird.

Denn auf der Wechselwirkung allein beruht das Geheimnis der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpft sich, das Verknüpfte wird wiederum Theil eines grösseren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfasst immer jede neue Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer schöneren Einheit. Stoff und Form, so vielfach in einander verschränkt, vertauschen ihr Wesen, und nirgends ist etwas bloss bildend oder gebildet. So erhält die Natur zugleich Einheit und Fülle, zwei scheinbar entgegengesetzte, aber nah verwandte Eigenschaften, deren eine dem Geist wohltätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andre zu thätigem Nachdenken angespannt hat.³⁹

Weiterhin jedoch manifestiert sich bei Humboldt das Prinzip von Stärke, das den Mann auszeichnet, die Frau wiederum gilt als die Empfangende, was Schwäche und Passivität impliziert.

Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zu Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der erstern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit.⁴⁰

Humboldt perpetuiert demnach die Vorstellung, dass sich Männlichkeit durch *Selbstthätigkeit*, also Handlungsdrang, Aktivität und Kraft auszeichnet, dies wiederum führt zu Vermögen, was ein Gelingen impliziert. Im Wirkungskreis der Weiblichkeit stellt sich dieses *Vermögen* hingegen in Form von *üppig überströmender Fülle* dar, die erste durch die *selbstthätige Vernunft* des Männlichen *das Uebergewicht der Phantasie* ihre Bestimmung erreicht. Anders

³⁹ Humboldt, Wilhelm von: *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur* [1794]. In: *Werke in Fünf Bänden. Band 1 Schriften zur Anthropologie und Geschichte*. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Bd.1-5. J.G. Cotta'sche Buchhandlung. Stuttgart, 1960. [in der Folge kurz: Humboldt: *Über den Geschlechtsunterschied*] S. 269

⁴⁰ Ebd., S. 277f

ausgedrückt liefert das Weibliche zwar den Stoff und bildet die Materie, die Belebung erfolgt jedoch erst durch das Einwirken des Männlichen. Zudem stellt Humboldt in seiner theoretisch-philosophischen Abhandlung *Phantasie* und *Vernunft* gegenüber, was wiederum für die Bipolarität von Männlichkeit und Weiblichkeit steht.

Basierend auf diesen Erkenntnissen verfasste Humboldt ein Jahr später, im Jahr 1795 einen weiteren Aufsatz mit dem Titel „*Über die männliche und weibliche Form*“ in welchem der Frage nach der körperlichen Ausgestaltung und den Unterschieden der beiden Geschlechter nachging. Das Prinzip der Bipolarität bleibt auch in dieser zweiten Abhandlung zentrales Thema. Der ausgestaltete Mensch trage sowohl weibliche, als auch männliche Züge, wobei sich Männer weniger durch ihre körperliche Schönheit auszeichnen, sondern mehr durch Verstand. Bei der Frau ist das Gegenteil der Fall.

Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Verstand durch die Oberherrschaft der Form (formositas) und durch die kunstmässige Bestimmtheit der Züge, bei der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freie Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmuth der Züge (venustas) befriedigt.⁴¹

Humboldt entfernt sich in dieser Abhandlung jedoch von der eigentlichen anthropologischen Untersuchung der Geschlechter; er entwickelt einen theoretischen Essay über Schönheit und Ästhetik und versucht dabei zu ergründen, welche Auswirkungen das Weibliche bzw. das Männliche auf Schönheit und Kunst zeigt. Eindeutig habe die Frau mehr Sinn für Schönheit als der Mann, denn die Frau selbst sei von Natur aus schön:

Noch inniger aber ist in der weiblichen Schönheit die Weiblichkeit mit der Menschheit verbunden; und noch mehr, als in der männlichen, geht aus beiden eine neue mittlere Bildung hervor, welche indem sie ihre Züge zugleich von beiden entlehnt, den einseitigen Ausdruck jeder gleich täuschend verbirgt.⁴²

Die höchste Vollendung der Schönheit erfordere nicht nur Vereinigung des Weiblichen und Männlichen, sie verlange das genaueste Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der geistigen und sinnlichen Einheit, also erst dann, wenn pure, reine Weiblichkeit und pure Männlichkeit miteinander vermischt und zur puren Menschlichkeit werden.

Eine Annäherung gelinge der weiblichen Gestalt leichter, als der männlichen, worauf schon allein ihr Körperbau und ihre Bewegungen hindeuten, zudem zeichne die Frauen Grazie und

⁴¹ Ebd., S. 296

⁴² Ebd., S. 324

Anmut aus, Männer zeichnet hingegen Stärke aus, was wiederum auch durchaus Gewalt impliziert. Diese mögliche negative Konnotation mit Gewalt verhüllte Humboldt dabei keineswegs, sondern verstand die Gewalt als notwendigen Bestandteil und somit als Untermauerung seiner These:

Der Ausdruck der männlichen Stärke, welche vereinzelt für sich zu leicht das Ansehn physischer Gewalt erhält, wird durch den Ausdruck menschlicher Würde gemildert, und die blinde Herrschaft der Willkühr, die den Mann, ehe er sich der Herrschaft der Vernunft unterwirft, in eine bedenkliche Anarchie versetzt, kündigt sich als moralische Freiheit an.⁴³

Das Gleichgewicht der weiblichen und männlichen Kraft im Menschen versucht Humboldt am Kunstgenie anzuwenden. Das Kunstgenie, also der schöpfende, kreierende Mensch bringt im Kunstprozess sowohl weibliche, als auch männliche Elemente ein. Als *männlich* gilt im Kunstprozess die Basis, also zu wissen, was geschaffen werden soll und wie das Kunstobjekt angelegt wird. Für die Richtigkeit der Verhältnisse des Kunstproduktes ist demnach die männliche Kraft verantwortlich. Die weibliche Kraft hingegen befriedigt durch *Anmuth der Umrisse die Anforderungen des Gefühls an die Schönheit⁴⁴*. Das bedeutet, dass die notwendige Logik und die Verbundenheit zur Natur bzw. zur Vernunft durch das männliche Prinzip repräsentiert werden, das weibliche Prinzip aber entfernt sich von der Natur und somit auch von der Vernunft. Ergo präsentiert der Mann gemäß der Geschlechtscharaktertheorie das Vernunftwesen, die Frau das Geschlechtswesen – doch erfordert es eben das Zusammenspiel der weiblichen und männlichen Kräfte, um ein schlichtes Produkt zum Kunstprodukt auszugestalten.

In seiner dritten Untersuchung, dem *Plan einer vergleichenden Anthropologie* (1797) vertritt Humboldt die Auffassung, dass es nicht nur möglich sei, die Beschaffenheit des menschlichen Körpers durch die Untersuchung eines tierischen zu erläutern; es sei ebenso möglich, eine vergleichende Anthropologie über die Eigenheiten und die Beschaffenheit des moralischen Charakters aufzustellen, gegenüberzustellen und zu beurteilen. Sein Hauptaugenmerk legt er dabei insbesondere auf die Gegenüberstellung der beiden Geschlechter. Taxativ listet er dabei die Unterschiede der Frau im Gegensatz zum Mann auf, wobei er zuerst die körperlichen

⁴³ Humboldt, Wilhelm von: Über die männliche und weibliche Form. In: Werke in Fünf Bänden. Band 1 Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Bd.1-5. J.G. Cotta'sche Buchhandlung. Stuttgart, 1960. [in der Folge kurz: Humboldt. Über die männliche und weibliche Form.] S. 322

⁴⁴ Ebd., S. 326

Merkmale beschreibt. Punkt zwei befasst sich mit den intellektuellen Fähigkeiten der Frau, die sich auszeichne durch eine:

[...]entschiedene Neigung zur Betrachtung der Natur und alles dessen, was einen unmittelbaren Werth und Gehalt besitzt, verbunden mit einer fast gleichen Abneigung gegen alles bloss Mittelbare und Symbolische.⁴⁵

Die *Natur der Weiber* zeichne den Drang nach Erforschung der Wahrheit aus, was ein leichtes und schnelles Auffassen erfordere. Geht es allerdings darum zu abstrahieren, dann sei die Frau überfordert. Logik, abstraktes Denken, der Entwurf einer Gegentheorie übersteige die weiblichen Fähigkeiten.

So wenden sie sich bei Objecten der Beobachtung gewiss immer unmittelbar an die Wirklichkeit selbst, aber da sie sich mehr den Eindrücken, welche dieselbe in ihnen hervorbringt, überlassen, als sie aufzudecken, zu zerlegen, und ihr mit Versuchen nachzugehen geneigt sind, so gelingt es ihnen nur selten, sie genau zu ergründen.⁴⁶

Hinzu komme, dass Frauen lediglich *an der Oberfläche kratzen*, was im Prozess der Wahrheitsfindung zwar von Vorteil sei, denn die Frau erkenne die Hauptargumente und suche nach den umstehenden Erkenntnissen, das aber passiere bei den Frauen nicht „*sorgfältig genug*“. Der Schlüssel ist die Abstraktion, die aber liegt den Frauen fern, denn sie suchen nach dem Ganzen, dem Zusammenhängenden, dem Offensichtlichen, womit ihnen Abstraktion und „*die eigentliche Speculation immer fremd*“ bleibt. Frauen, so die verknappte *Conclusio*, sind gemäß Humboldts Auffassung nicht geeignet, sich geisteswissenschaftlich und philosophisch zu betätigen, deshalb gelinge es den Frauen auch nicht, wichtige, endgültige Erkenntnisse zu liefern:

Der Erforschung der Wahrheit [werden die Frauen] nicht so nah kommen, als der Mann.⁴⁷

Doch diese Unfähigkeit zur Erkenntnis, die Humboldt der Frau unterstellt, habe keineswegs nur Nachteile. Die Stärke der Frau liege in ihrer lebhaften und reizbaren Phantasie. Aus Sicht Humboldts ist die Phantasie das Gegenstück zu Vernunft und zu Verstand. Deshalb dürfe man

⁴⁵ Humboldt, Wilhelm von: Plan einer vergleichenden Anthropologie. In: Werke in Fünf Bänden. Band 1 Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Bd.1-5. J.G. Cotta'sche Buchhandlung. Stuttgart, 1960. [in der Folge kurz: Humboldt, Plan einer vergleichenden Anthropologie] S. 365

⁴⁶ Ebd., S. 365

⁴⁷ Ebd., S. 366

von dem „Geiste der Frauen nicht gerade baaren Gewinn an einzelnen Kenntnissen oder Wahrheiten erwarten“. Doch der Vorteil dieser Reizbarkeit der Phantasie liege darin, dass die Frau den Reichtum der Natur erkenne und sich ihrer Gesamtheit bewusst sei. Und damit bildet sie den notwendigen Widerpart zum forschenden Mann. Er erkenne zwar einzelne Probleme, die er infolgedessen erforscht und denen er nachgeht, doch ihm, dem Mann, fehle der Blick für das Ganze. Ohne das Einwirken der Frau würde er sich in seiner Spekulation, in der Forschung verlieren und somit nicht an sein Ziel gelangen. Damit schreibt Humboldt abermals der Frau die Rolle des Geschlechtswesens zu, dem Mann die des Vernunftwesens zu.

Die Aufsätze Humboldts knüpfen zwar an die Tradition der rigiden Geschlechtsrollenverteilung an, sind jedoch insofern bemerkenswert, weil Humboldt den Frauen nicht apodiktisch in die Mutterrolle zuschreibt. Sein Modell der Bipolarität der Geschlechter zeigt einerseits die Notwendigkeit der Frau, die sich nicht länger ausschließlich auf die Reproduktion und die Versorgung des Mannes bezieht. Er bestätigt mit seiner Untersuchung auch, dass Frauen sich als tätige Wesen einbringen, selbst wenn er an ihren Fähigkeit zu forschen Zweifel anmeldet. Er versuchte eine – wie Barbara Becker-Cantarino feststellt – „durchaus kreative, innovative Erklärung der Geschlechterbeziehung. Seine Ausführungen rückten in ihren Formulierungen weit ab von der misogynen Tradition.“⁴⁸ Der Impetus war ein Streben nach Harmonie und gegenseitiger Ergänzung der beiden Geschlechter, was im damaligen Diskurs als frauenfreundlicher Akt hervorsteht. Als keineswegs frauenfreundlich aber wirkte sie als wissenschaftlich deklarierte, anthropologische Annäherung an die Charaktere von Mann und Frau aus. Barbara Becker-Cantarino bezeichnet dies als „*besonders problematisch*“, denn:

*Humboldts polare Geschlechtscharaktere setzten Verschiedenartigkeit als Wesen der biologischen Geschlechterdifferenz und begriffen das weibliche Geschlecht als das Andere vom männlichen Standpunkt aus.*⁴⁹

Grundsätzlich ist es problematisch, Frauen, wie auch Männern klischeehafte Wesenszüge zu unterstellen und diese als pathologisch darzustellen. Immerhin stammen eben diese Klischees aus einer misogynen Tradition und die Versatzstücke, die Humboldt heranzieht führen zu einer Perpetuierung und Manifestierung althergebrachter Auffassungen, selbst wenn der

⁴⁸ Becker-Cantarino. 2000. S. 47

⁴⁹ Ebd., S. 48

Grundgedanke Humboldt positive Tendenzen in sich trägt. Das Humboldt'sche Bild der Frau zeigt ein phantasievolles natur- und gefühlshohes Wesen, das sich durch passives Empfangen auszeichnet. Von Geistes- und Naturwissenschaften aber schloss Humboldt die Frauen mit seinen Ausführungen weiter aus.

2.7 Humboldts Einfluss auf Schillers Frauenbild

Nachweislich maßgeblich beeinflusst hat Wilhelm von Humboldt Friedrich Schiller, mit dem er gemeinsam an der Zeitschrift *Horen* arbeitete. Insbesondere die Ansichten Humboldts über Anmut und Schönheit, die sich im Aufsatz *Über die männliche und weibliche Form* fanden, fanden Übereinstimmungen mit Schillers Auffassungen. Denn auch Schiller war der Ansicht, dass Anmut die sittliche Repräsentanz von Frauen sei. Darauf verweist auch Barbara Becker-Cantarino, die folgende Passagen aus Gedichten Schillers in Erinnerung ruft: „*Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib*“⁵⁰, dass Frauen „*die fühlende Seele*“ hätten und das „*Zepter der Sitte*“⁵¹ führten. Die beiden Gedichte, in denen sich die genannten Passagen befinden, sind aufgrund der Humboldt'schen Aufsätze entstanden, wie Becker-Cantarino festhält. Schiller hat zahlreiche Gedichte verfasst, in denen die Frau das vorherrschende Thema war, doch der Beginn des Gedichts *Würde der Frauen* das mit den Worten „*Ehret die Frauen!* [...]“⁵² beginnt, darf nicht darauf schließen lassen, dass Schiller ein Unterstützer der geistig und literarisch produktiven Frauen war. Auch für ihn war die *gelehrte Frau* widernatürlich, wie seine 1789 erschiene Parodie *Die berühmte Frau*⁵³ zeigt:

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päckchen,
Signiert: An die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! - Doch darf ich sie nicht schonen.
»Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!«
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt - auf Rezensionen.
Das schöne blaue Auge - mir

⁵⁰ Schiller, Friedrich: Macht des Weibes. Nationalausgabe, Band 1, Gedichte. S. 108. Zitiert nach Becker-Cantarino, 2000, S. 48

⁵¹ Schiller, Friedrich: Würde der Frauen. Nationalausgabe, Band 1, Gedichte. S. 169. Zitiert nach Becker-Cantarino, 2000, S. 48

⁵² Ebd. Schiller, Friedrich: Würde der Frauen. Nationalausgabe, Band 1, Gedichte. S. 169. Zitiert nach Becker-Cantarino, 2000, S. 48

⁵³ Schiller, Friedrich: Die berühmte Frau. Gedichte. Hrsg. von Georg Kurscheid. Deutscher Klassiker Verlag. Frankfurt a.M., 1992, S. 268f

Nicht einen Blick! - durchirrt ein elendes Papier
 (Laut hört man in der Kinderstube weinen),
 Sie legt es endlich weg und frägt nach ihren Kleinen.
 [...]

Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
 Und Ehemann heißt; wird vornehm angeblickt.
 [...]

Wen hab' ich nun?- Beweinenswerter Tausch!
 Erwacht aus diesem Wonnerausch,
 Was ist von diesem Engel mir geblieben?
 Ein starker Geist in einem zarten Leib,
 Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
 Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
 Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
 Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
 Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
 Dem schöneren Geschlecht entflohn,
 Herabgestürzt von einem Thron,
 Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
 Aus Cythereas goldnem Buch gestrichen
 Für - einer Zeitung Gnadenlohn!

Schiller macht sich lustig über die literarisch tätige Frau, die darüberhinaus auch erfolgsorientiert ist. Sie wird als zwitterhaftes, also anormales Wesen dargestellt, die ihres Erfolgs bzw. ihres Berufes wegen auf ihre Pflichten als Mutter vergisst und auch den Ehemann vernachlässigt. Außerdem verhält sich die *berühmte Frau* keineswegs so, wie sich eine Frau gemäß den herrschenden Vorstellungen über Moral und Tugend verhalten sollte. Schillers *berühmte Frau* hat einen Hausfreund, pflegt also einen moralisch zweideutigen Lebensstil, wird als Kurtisane dargestellt. Damit fügt sich Schillers Figur aus der Parodie in das vorherrschende Bild, das die männlich dominierte Gesellschaft des ausklingenden 18. Jahrhunderts von Autorinnen hatte. Tatsächlich genossen viele der damals schreibenden Frauen einen zweifelhaften Ruf, so auch Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel. Sie war geschieden und lebte mit Friedrich Schlegel in wilder Ehe. Auch Caroline Michaelis Böhmer Schlegel Schelling oder Sophie Schubart Mereau Brentano ließen sich scheiden um ihren Vernunft- oder Versorgungsehen ein Ende zu bereiten, ein Schritt, der zwar noch vor Ende des 18. Jahrhunderts für Frauen legalisiert wurde, doch selbst im 20. Jahrhundert mussten sich geschiedene Frauen noch häufig für ihre Entscheidung gegenüber der Gesellschaft rechtfertigen.

Schillers Parodie belegt, wie unerwünscht zu jener Zeit gelehrte, gebildete und eigenständige Frauen waren. Über sie wurde gespottet und sie erlebten Anfeindungen. Johann Gottfried Herder ließ seiner Aversion gelehrter Frauen gegenüber in einem Brief an seine Verlobte Caroline Flachsland freien Lauf. Er schrieb, nachdem er die gebildete Gräfin Karoline Luise

von Baden kennengelernt hatte, dass er „für keine Creatur in der Welt mehr Abscheu [habe], als für einem gelehrten Frauenzimmer, und wäre sie der erhabenste Geist, so werden wir uns wohl nie recht begegnen.“⁵⁴ Christoph Meiners hetzte in seiner *Geschichte des weiblichen Geschlechts*:

*Gelehrte Weiber waren nie schlimmer berüchtigt, als in unseren Zeiten; einer unserer berühmtesten Schriftsteller [...] bat neulich den lieben Herr Gott, dass er Europa außer andern Landplagen auch vor gelehrten Weibern bewahren, oder davon befreyen wolle.*⁵⁵

2.8 Knigge und die Gelehrte Frau: Von dem Umgange unter Eheleuten (1788)

Welchen Einfluss kluge, gebildete und gelehrte Frauen auf die männerdominierte Gesellschaft hatten, belegen nicht nur die Schriften der Intellektuellen, die mitunter Hasstiraden glichen. Auch Chronisten und jene, die sich berufen fühlten, moralische Handbücher und Ratgeber zu verfassen, griffen dieses Thema auf. So hat sich auch Adolf Freiherr von Knigge mit den aufkommenden Emanzipationsbestrebungen beschäftigt. In seinem selbst heute noch rezipierten Werk *Über den Umgang mit Menschen*, das 1788 erschienen ist, beschreibt Knigge im Kapitel *Von dem Umgange unter Eheleuten*, wie sich ein Mann zu verhalten habe, wenn er auf eine gebildete Frau trifft bzw. wenn er mit einer dominanten, klugen Frau zusammenlebt. Schon die Tatsache, dass offenbar eine „Gebrauchsanleitung“ vonnöten ist, zeigt die für Männer ungewöhnliche, wohl auch beängstigende Situation in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts:

*Ist es nötig dass der Mann klüger sei, als die Frau? [...] Die Klugheit eines Mannes soll wohl von ganz andrer Art sein, als die, welche man von einer Frau verlangt; und wenn nun vollends Klugheit mit Welterfahrung, oder gar mit Gelehrsamkeit verwechselt wird, so wäre es Unsinn, von diesen bei einem Geschlechte so viel als bei dem anderen voraussetzen zu wollen.*⁵⁶

Auch Knigges Frauenbild und sein Ideal der Frau entsprechen den zu jener Zeit gängigen Vorstellungen des duldsamen Weibchens. Die weibliche Ausprägung der Klugheit zeichnet

⁵⁴ Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Hrsg. von Hans Schauer. Weimar, 1926, Bd.1. S. 18

⁵⁵ Meiners, Christoph: *Geschichte des Weiblichen Geschlechts*. Hannover 1788-1800. 4 Bde. S.66. Zitiert nach Becker-Cantarino. 2000. S. 32

⁵⁶ Knigge, Adolf Freiherr von: *Über den Umgang mit Menschen*. Verlag Phaidon, Essen, 1995. (=Bibliothek der Philosophie, Band 8)[in der Folge kurz: Knigge, Umgang] S. 139

sich für ihn durch typische, tradierte, klischeehafte Attribute aus. In puncto Klugheit billigt Knigge den Frauen „*esprit de détail, eine Feinheit, unschuldige Verschlagenheit, Behutsamkeit, einen Witz, ein Dulden, eine Nachgiebigkeit und Geduld*“ zu. Der Mann müsse „*zuvorschauender*“ und „*gebildeter sein, als das Weib*“.

In jedem Fall *müsse* der Mann klüger sein, als die Frau, denn Knigge habe noch „*nie eine glückliche und weise geordnete Haushaltung gesehen, in welcher die Frau die entschiedene Alleinherrschaft gehabt hätte.*“ Und selbst wenn der Mann durch Intelligenz und Klugheit nicht glänzt, so werde der Haushalt allemal besser geführt, als „*in einem, wo eine kluge Frau ausschließlich der Herr ist.*“ Diese Aussage ist insofern bemerkenswert, als dass Knigge es zwar ablehnt und für unmöglich hält, dass eine Frau eigenständig leben könnte, aber dennoch entwirft er das Bild, stellt die Möglichkeit in den Raum und bezeichnet die selbständige, alleinstehende Frau als *Herr*. Knigge erklärt sich die Manifestierung der weiblichen Rollen einerseits aufgrund – seiner Ansicht nach – pathologischer Eigenschaften und Wesenszüge, wonach die Frau physisch und psychisch schwächer sei, aber auch die *Erziehung* sei der Grund dafür, warum Frauen diesem bipolaren Rollenschema nicht entkommen können. Knigge beruft sich in seiner durchwegs beleidigenden, misogynen Schlussfolgerung auf das bestehende System der Geschlechter:

*Nun ist aber doch nichts lächerlicher, als wenn der Weisere und Stärkere Schutz suchen soll bei dem Toren und Schwächeren.*⁵⁷

Partnerschaften, in der eine gewisse Gleichberechtigung erkennbar ist, zieht Knigge ins Lächerliche. Männer, denen es nicht gelingt, ihre starken Frauen zu beherrschen, die ihre Rolle eine „*Hausvaters nicht gehörig zu spielen [...] vermögen*“, sollen lieber Junggesellen bleiben und sich auf andere Weise versorgen lassen, etwa in einem *Hospital*. Denn wie sehr sich nach Ansicht Knigges jene Männer entwürdigen, die eine gleichberechtigte Beziehung führen, die ihren Frauen nicht despotisch begegnen, sondern ihnen Eigenständigkeit zubilligen, erklärt er anhand eines Beispiels.

Ich habe einen schwachen Fürsten gekannt, dessen Gemahlin so unumschränkte Gebieterin über ihn war, dass, als sie einst bestellt hatte auszufahren, der Fürst hinunter in den Schlosshof schlich und den Kutscher, welcher da hielt leise fragte:

⁵⁷ Ebd., S. 140

„Wisset Ihr nicht, ob ich mitfahre?“ Das macht solche Ehemänner zum Gespötte [...] ⁵⁸

Eine Frau gleichwertig zu behandeln steht für Knigge für männliche Schwäche. Derjenige, der sich um die Interessen oder Befindlichkeiten seiner Frau kümmert, wird als Schwächling, als Jammergestalt dargestellt und verlacht.

Verächtlich ist selbst den Weibern ein Mann, der, bevor er sich zu etwas entschließt, erst jedesmal sagt: „Ich will es mit meiner Frau überlegen“, der ihr immer das Mäntelchen nachträgt [...] ⁵⁹

Knigge entwickelte somit gleichzeitig ein Männer- wie auch ein Frauenbild: Die Frau habe zu gehorchen, Bildung stehe ihr nicht zu, Eigenständigkeit sei undenkbar. Die Frau sei vom Mann abhängig, der wiederum seine Frau zu unterdrücken habe und ihr keinesfalls Freiraum geben dürfe. Lässt der Mann die Zügel zu locker, dann nimmt sich die Frau ihre Freiheit und er werde zum Gespött der Gesellschaft.

3 Das Aufbegehren der Frauen

Zweifelsohne herrschte gegenüber gelehrten Frauen ein gewisses Unbehagen in der männerdominierten veröffentlichten Meinung vor. Doch ging es nicht so sehr darum, dass Frauen Bücher schrieben, denn ihre Zahl war gering. An dieser Stelle sei nochmals auf die 323 Autorinnen hingewiesen, die zwischen 1700 und 1820 tätig waren. Dieser Zahl stehen 5000 Romane gegenüber, die im Zeitraum von 1750 bis 1800 mit einer durchschnittlichen Auflage von 700 bis 750 Exemplaren erschienen sind. ⁶⁰ Damit lässt sich einschätzen, dass Schriftstellerinnen keine Breitenwirkung hatten, zumal Frauen in den meisten Fällen unter oft männlichen Pseudonymen publizierten, dennoch war die *Gelehrte Frau* ein Begriff – ein oft heftig kritizierter Begriff, denn er implizierte nicht nur die schriftstellerische Tätigkeit als solche, sondern deutete auch darauf hin, dass Frauen es wagten, sich der festgeschriebenen

⁵⁸ Knigge. Umgang: S. 140f

⁵⁹ Knigge. Umgang: S. 141

⁶⁰ Tebben, 1989. S. 21

Rollen – also Hauswirtschaft und Reproduktion – zu widersetzen. Es war der weibliche Widerstand, der den Männern – wohl in erster Linie unbewusst – gegen den Stich ging. Diese sich abzeichnende, allmähliche Veränderung der Rollen beschrieben Will und Ariel Durant 1975 in ihrer Kulturgeschichte der Menschheit mit Blick auf das ausklingende 18. Jahrhundert mit folgenden Worten:

Das Ende des 18. Jahrhunderts und der Beginn des 19. Jahrhunderts [sahen] ein Schneegestöber emanzipierter Frauen, wie es an Zahl nur von unserer Zeit und an Brillanz nur vom Frankreich des 18. Jahrhunderts, an wildem Übermut aber niemals übertroffen wurde.⁶¹

Dieses *Schneegestöber* machte sich im kleinen Kreis bemerkbar, aber auch durch Publikationen mit Breitenwirkung wurde die wachsende Renitenz der unterdrückten Frauen deutlich. Das Aufbegehren im kleinen Kreis lässt sich am Beispiel von Ulrike von Kleist veranschaulichen. Die ältere Schwester von Heinrich von Kleist weigerte sich zu heiraten. Damit leistete sie Widerstand gegen Rollenerwartungen und gegen das bürgerliche Geschlechtermodell. Für diese Entscheidung wurde Ulrike Kleist von ihrem jüngeren Bruder gemaßregelt, wie ein Brief Heinrich von Kleists im Mai 1799 an seine Schwester Ulrike belegt:

Bist Du nicht ein freies Mädchen, so wie ich ein freier Mann? Welcher andern Herrschaft bis Du unterworfen, als allein der Herrschaft der Vernunft? [...] Aber es scheint mir, als ob Du bei Dir entschieden wärest, Dich nie zu verheiraten. Wie? Du wolltest nie Gattin und Mutter werden? Du wärest entschieden, Deine höchste Bestimmung nicht zu erfüllen, Deine heiligste Pflicht nicht zu vollziehen? Und entschieden wärest Du darüber? Ich bin wahrlich begierig, die Gründe zu hören, die Du für diesen höchst strafbaren und verbrecherischen Entschluss aufzuweisen haben kannst. [...] Du möchtest die Welt bereisen? Ist es auf Reisen, dass man Geliebte sucht und findet? Ist es dort wo man die Pflichten der Gattin und der Mutter am zweckmäßigsten erfüllt? Oder willst Du endlich, wenn Dir auch das Reise überdrüssig ist, zurückkehren, wenn nun die Blüte Deiner Jahre dahingewelkt ist, und erwarten, ob ein Mann philosophisch genug denke, Dich dennoch zu heiraten?⁶²

Eine unverheiratete Frau wurde zur „Alten Jungfer“, denn sie fiel weder in den Jungferstand, in dem die Frau bis zu ihrer Eheschließung stand, noch in den Ehestand. Als „Alte Jungfer“ zu enden galt als wenig erstrebenswert, immerhin bedeutete das ein Leben im gesellschaftlichen Abseits und oft auch in finanzieller Not, ja Armut. Zunächst bestimmte der Vater, dann der Ehemann das Leben der Frau und ihre Position in der Gesellschaft. Die

⁶¹ Durant, Will und Ariel: Kulturgeschichte der Menschheit. Die napoleonische Ära. Bd. 18. Frankfurt/Main, Berlin, Wien. Ullstein. 1982. S.332

⁶² Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Hrsg. von Helmut Sembdner, München, Hanser. 1964. Bd. 2, S. 491f.

Verständnislosigkeit Kleists gegenüber seiner Schwester basiert deshalb einerseits auf den bevorstehenden finanziellen Schwierigkeiten, andererseits wohl aber auch auf der drohenden gesellschaftlichen Ächtung. Dennoch hat Kleists Schwester niemals geheiratet; sie musste keineswegs bittere Armut erfahren, da sie einen Teil des Kleist'schen Erbes erhielt und in Frankfurt an der Oder ein Mädchenpensionat gründete⁶³.

3.1 Olympe de Gouges Déclaration des Droits de la Femme (1791)

Das Phänomen der aufkeimenden Emanzipationsbestrebungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts resultierte aus den Erkenntnissen der Aufklärung und in weiterer Folge aus den im Zuge der Französischen Revolution proklamierten Menschenrechten. Susanne Kord vertritt die These, dass den Frauen damit zum ersten Mal ihre Geschlechtsidentität nicht aufgezwungen wurde – ihnen wurde die Möglichkeit geboten, sich freiwillig zu identifizieren.⁶⁴ Doch galt die Revolutionsparole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ für Frauen nicht - die *Brüderlichkeit, fraternité* war offensichtlich wortwörtlich gemeint, denn selbst für die Frauen in Frankreich sollten neuen Forderungen nicht gelten. Im postrevolutionären Frankreich wurden die Frauen, von denen viele aktiv die Revolution unterstützt und mitgetragen hatten, zunächst zwar geduldet, gleichbehandelt wurden sie jedoch nicht. Ihre Unzufriedenheit darüber artikulierte die Romanautorin und Dramatikerin Olympe de Gouges, die aus dem Languedoc, also der Provinz stammte, in Paris aber arbeitete und lebte. In die Geschichte der weiblichen Emanzipation ging sie jedoch deshalb ein, weil sie im September 1791 das Pamphlet *Déclaration des Droits de la Femme et de la Citoyenne* veröffentlichte und an die Nationalversammlung schickte. Es war dies das Gegenstück zur *Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen*, der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Olympe de Gouges richtete ihre Schrift an Königin Marie Antoinette, von der sie sich Unterstützung erbittet:

*Diese Revolution wird erst dann stattfinden, wenn alle Frauen von ihrem beklagenswerten Los durchdrungen sind und vom Bewusstsein des Verlusts ihrer Rechte in der Gesellschaft. Madame, unterstützt eine so schöne Sache; verteidigen Sie dieses unglückliche Geschlecht [...]*⁶⁵

⁶³ Vgl. Becker-Cantarino, 2000. S. 30

⁶⁴ Vgl. Kord, Namen. S. 36f

⁶⁵ De Gouges, Olympe: Die Rechte der Frau 1791. In: Burmeister, Karl Heinz. Olympe de Gouges, Die Rechte der Frau 1791. Bern, Stämpfli. Wien, Manz: 1999 [in der Folge kurz: De Gouges: Burmeister]. S. 157

Olympe de Gouges geht nach der Anrufung der Königin sogleich in *medias res* – unter dem Titel *Die Rechte der Frau* attackiert de Gouges die Dominanz der Männlichkeit und stellt diese in Frage. Sie impliziert, dass Männer über das weibliche Geschlecht zu Unrecht herrschen und dazu keinerlei Legitimation haben:

*Mann, bist du fähig, gerecht zu sein? Es ist eine Frau, die dir diese Frage stellt; du wirst ihr wenigstens dieses Recht nicht absprechen wollen. Sage mir: Wer hat dir die unumschränkte Herrschaft gegeben, mein Geschlecht zu unterdrücken? Deine Kraft? Deine Talente? [...]*⁶⁶

Dieser Zustand gleiche einer Tyrannenherrschaft, die in der Natur beispiellos sei. Im Gleichklang der Geschlechter sieht sie ein harmonisches Ganzes, die Menschheit, in der der Mann dominiert, sei dies jedoch nicht der Fall. Der Mann habe den Zustand der Unterdrückung willentlich und absichtlich herbeigeführt:

*Der Mann allein hat sich aus dieser Ausnahme einen Grundsatz zusammengeschnürt. Verschroben, blind, aufgebläht von Wissenschaften und in diesem Jahrhundert der Aufklärung und des Scharfsinns in die himmelschreiendste Unwissenheit zurückgefallen, will er als Despot über ein Geschlecht befehligen, das mit allen geistigen Fähigkeiten ausgestattet ist. Er maßt sich an, von der Revolution zu profitieren und seine Rechte auf Gleichheit einzufordern, um nicht noch mehr zu sagen.*⁶⁷

Olympe de Gouges orientiert sich mit ihrer Schrift an der Menschenrechtserklärung, die im Herbst 1789 in der französischen Nationalversammlung beschlossen und daraufhin vom König akzeptiert wurde. Sowohl in der Präambel, als auch in den 17 Artikeln bilden im Original stets *l'homme* und *le citoyen*, also der Mensch und der Bürger das Subjekt. Olympe de Gouges aber korrigiert die Einseitigkeit der Menschenrechtserklärung, durch die Einbeziehung der Frau, indem sie nicht nur das Wort *homme* (Mann, Mensch) durch das Wort *femme* (Frau) ersetzt, sondern sie betont die Notwendigkeit beider Geschlechter, indem sie *Mann* und *Frau* an jene Stellen setzt, wo im Original nur *l'homme* genannt wird. Im heutigen Sprachgebrauch würde man wohl vom *Gendern* sprechen.

Artikel Eins, der im Original lautet: „*Die Menschen sind und bleiben von Geburt frei und gleich an Rechten*“ unterscheidet sich bei de Gouges durch „*Die Frau ist frei geboren und*

⁶⁶ Ebd., S. 159

⁶⁷ Ebd., S. 159

*bleibt dem Mann an Rechten gleich“*⁶⁸. Damit werden die Programmatik und Grundlage für die weiteren Artikel festgelegt. Während sich die Artikel Zwei und Drei nur marginal vom Original unterscheiden, lediglich Korrekturen in den Formulierungen erfahren (so wird in Artikel Zwei *Menschenrechte* durch *Rechte von Mann und Frau* ersetzt), schert Artikel Vier aus. In der Vorlage wird die Freiheit des einzelnen durch gesetzliche Grenzen eingeschränkt; de Gouges formuliert hier konkretistisch um, wie Karl Heinz Burmeister analysiert. Sie macht den vierten Artikel zu einer Grundsatzklärung für die Rechte der Frau:

*So hat die Ausübung der natürlichen Rechte der Frau keine Grenzen außer denen, die die ständige Tyrannei des Mannes ihr entgegensetzt. Diese Grenzen müssen der Natur und der Vernunft reformiert werden.*⁶⁹

Im Artikel Fünf des Originaltextes werden die gesellschaftlichen Regeln durch Gesetze abgesteckt; für de Gouges sind jedoch nicht nur Gesetze die Maßstäbe einer funktionierenden Gesellschaft, sie ergänzt dies um die göttlichen Gesetze des Naturrechts, bringt also eine natur- und vernunftrechtliche Komponente ein. Ihre Abänderung in Artikel Sechs verfolgt ein demokratiepolitisches Ziel, denn in der Vorlage wird den *Bürgern* bei der Entstehung der Gesetze ein Mitgestaltungsrecht eingeräumt, d.h. Bürger bzw. deren Repräsentanten beschließen die Gesetze. Indem de Gouges die *Citoyenne*, die *Bürgerin* miteinbezieht, verlangt sie folglich ein aktives und passives Wahlrecht für Frauen.

Die Artikel Sieben bis Neun beschäftigen sich mit der strafrechtlichen Gleichstellung von Frauen, womit das Schwäche-Argument, das Frauen immer wieder unterstellt wurde, entkräftet wird. Der Zehnte und der Elfte Artikel bilden eine Einheit, da Gedankenfreiheit und das Recht auf freie Meinungsäußerung geht, wobei das Original kaum verändert wird. Die Artikel Zwölf bis Fünfzehn befassen sich mit den Pflichten und Steuern, die auch Frauen im Staat zu tragen haben, Artikel Sechzehn beinhaltet auch bei de Gouges die Gewaltentrennung als Prinzip und Artikel Achtzehn regelt das Eigentum und dessen Unverletzlichkeit. Im Gegensatz zum Originaltext aber dehnt Olympe de Gouges dieses Recht auf beide Geschlechter aus, ob sie nun verheiratet oder getrennt seien.

Ihr Pamphlet endet mit einem Nachwort, indem sie die Frauen auffordert, deren Rechte zu erkennen und einzufordern. Die Nationalversammlung, an die de Gouges ihre

⁶⁸ Ebd., S. 78

⁶⁹ Ebd., S. 161

Déclaration geschickt hatte, hat reagierte abschlägig – die Rechte der Frau wurden nie umgesetzt. Im Gegenteil: Frauenclubs, die während der Revolution entstanden sind und anschließend noch zumindest geduldet waren, wurden 1793 durch die Nationalversammlung verboten. Generell wurde für Frauen im Zuge dessen ein Versammlungsverbot erlassen, was eine Zersplitterung in verschiedene, weniger schlagkräftige, nicht länger gebündelte Grüppchen zur Folge hatte und somit die Umsetzung der Frauenrechte in weite Ferne rückte. Olympe de Gouges hat davon nichts mehr miterlebt – sie wurde wegen Kritik an der Revolution zum Tode verurteilt und 1793 am Schafott hingerichtet.

3.2 Mary Wollstonecraft: A Vindication of the Rights of Woman (1792)

Eine weitere wichtige Protagonistin der aufkommenden weiblichen Emanzipation, die auch der Intelligenz im deutschsprachigen Raum ein Begriff war, war Mary Wollstonecraft, später verheiratet mit dem radikalen Schriftsteller William Godwin und Mutter von Mary Wollstonecraft Shelley, die mit ihrem romantischen Schauerroman *Frankenstein, or the Modern Prometheus* in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

Mary Wollstonecraft war Erzieherin, Gouvernante und Schriftstellerin in England. Sie zählte zur revolutionsfreundlichen, männerdominierten Intelligenz, war aktives Mitglied jener Diskussionsrunden, der auch Intellektuelle wie William Godwin, Thomas Paine und William Blake angehörten. Sie arbeitete ebenso für einen Londoner Verlag, verfasste Rezensionen über Romane und Erziehungsschriften, ebenso über naturwissenschaftliche Werke, Reiseliteratur, Lyrik und Dramen, was auf eine enormes Lesepensum verweist und auf eine umfassende Bildung schließen lässt.

Im Frühjahr 1792 erschien *A Vindication of the Rights of Woman*, das ein Jahr später auch in Deutschland mit dem Titel *Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände* von Christian Gotthilf Salzmann herausgegeben wurde. Die Übersetzung erfolgte durch den Lehrer Georg Friedrich Christian Weissenborn. *A Vindication of the Rights of Woman* ist eine politisch-philosophische Schrift, in der die Autorin den Menschenrechtsgedanken unter Einbeziehung der Ereignisse der Französischen Revolution aufgreift dies in Beziehung mit der weiblichen Erziehung setzt. Der darin enthaltene Tabubruch ist die Forderung, dass jegliche Geschlechtsunterschiede in der Gesellschaft aufgehoben werden müssen und dass Frauen das Recht auf Selbstbestimmung zugebilligt werden müsse. Sie verlangt eine Neugestaltung des Frauenbildes und lehnt das misogynen Rollenverständnis,

wie es Rousseau entworfen hatte, entscheiden ab: „*What nonsense!*“⁷⁰ lautet Mary Wollstonecrafts Anmerkung zu Rousseaus Frauenbild. Schon in der Einleitung argumentiert die Autorin, dass die Frauen um eines kurzlebigen Schönheitsideals willen an der Entfaltung ihrer Persönlichkeit behindert werden, wobei der weiblichen Erziehung dabei eine entscheidende Rolle zukomme. In der von Weissenborn durchgeführten Übersetzung heißt es in der Einleitung:

Ich hatte mir ein eignes Geschäft daraus gemacht, eine Menge von Schriften über Erziehung nachzulesen, und das wirkliche Verfahren der Eltern und die Behandlung in den Schulen anhaltend zu beobachten; aber, was war das Resultat davon? – Die feste Überzeugung, dass eine vernachlässigte Erziehung meiner Mitgeschöpfe die Hauptquelle des Elendes sey, das ich so sehr beklage; und dass vorzüglich das Weib durch die vereinte Wirkung verschiedener Ursachen, die am Ende alle aus Einem, zu voreiligen Schlüsse entspringen, schwach und undglücklich werden müsse.⁷¹

Wollstonecraft verlangt, dass sich die Frauen bilden und sich eben durch Erziehung, Bildung und Wissen in der Gesellschaft nützlich einbringen. Sie fordert für Frauen, dass diese nicht nur als Mütter verstanden werden, sondern dass sie sich auch in den Regierungen einbringen, sich als Ärztinnen oder Pflegeschwestern betätigen dürfen, was ein entsprechendes Studium voraussetzt. Im partnerschaftlichen Umgang von Männern und Frauen hatte Wollstonecraft ebenso moderne, wie auch ernüchternde Vorstellungen. Fortdauernde Liebe und Leidenschaft sei eine Illusion, die Partnerschaft beruhe auf einer freundschaftlichen Basis und auf gegenseitiger Hilfe.

I love man as my fellow; but his scepter, real, or usurped, extends not me, unless the reason of an individual demands my homage; and even then the submission is to reason, and not to man.⁷²

In der deutschen Übersetzung nach Weissenborn lautet diese Absage an die Herrschaft des Mannes über die Frau sowie die vorherrschende Inferioritätsvorstellung wie folgt:

Ich liebe den Mann als meinen Gefährten [...] aber seine Herrschaft [...] erkenne ich nur dann, wenn die Vernunft eines Individuums mir diese Huldigung gebietet; und selbst dann unterwerfe ich mich nur der Vernunft und nicht dem Manne.⁷³

⁷⁰ Wollstonecraft, Mary: *Vindication*, 1792. S. 148, Zitiert nach E. Gibbels, S. 83

⁷¹ Wollstonecraft, Maria: *Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände*. 2 Bde. Übers. Georg Friedrich Christian Weissenborn. Hrsg. von Christian Gotthilf Salzmann. Schnepfenthal: Verlag der Erziehungsanstalt. S. 1f. Zitiert nach E. Gibbels, S.250

⁷² Wollstonecraft, Mary: *Vindication*, 1792. S. 148, Zitiert nach E. Gibbels, S. 93

⁷³ Wollstonecraft, Mary. *A Vindication of Rights of Woman*. 1792. Zitiert nach Becker-Cantarino. 2000. S. 25

Für Wollstonecraft ist diese Absage an die Herrschaft der Männer ein Bekenntnis zu selbstbestimmtem Leben und zu weiblicher Unabhängigkeit. Wie Elisabeth Gibbels analysiert, ist diese Forderung nach einem Recht der Frauen auf berufliche und private Eigenständigkeit ein wichtiger Teil des emanzipatorischen Programms.

4 Die Fürsprecher der gelehrten Frau

4.1 Theodor Gottlieb von Hippels Schriften

Doch hatte die *gelehrte Frau* nicht nur Gegner, worauf die vorangegangenen Beispiele schließen lassen könnten. Der Wille der Frau sich geistig zu betätigen und zu emanzipieren fand auch männliche Unterstützer. Einer der ersten Vorkämpfer für Frauenrechte war Theodor Gottlieb von Hippel. Seine wesentlichen Schriften in diesem Zusammenhang sind *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*, *Über die Ehe* und das unvollendet gebliebene Werke *Über die weibliche Bildung*. *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* ist 1793 anonym erschienen; er geht darum unter anderem der Frage nach, woher die Überlegenheit des Mannes über die Frau entstanden sei. Eingangs schon weist Hippel auf die Notwendigkeit seiner Fragestellung hin, denn die Situation der Frauen im privaten und im öffentlichen Leben erfordere Anpassungen und Änderungen.

Man sagt, der strengste Beweis der Wahrheit sei, wenn gewisse Dinge jeder Bemühung, sie lächerlich zu machen und zu travestieren, widerstehen, und wenn sie trotz allem Lächerlichen, womit wir sie behangen, doch ehrwürdig blieben.⁷⁴

Hippel dachte die Erkenntnisse der Aufklärung und der Französischen Revolution radikal weiter. Sein Ausgangspunkt war die rechtliche Gleichstellung beider Geschlechter, die Ungleichbehandlung prangerte er an: „*Alle Menschen haben die gleichen Rechte. Alle Franzosen, Männer und Weiber, sollen freie Bürger sein.*“⁷⁵ Zwar erlebten die Frauen in Frankreich nach der Revolution eine gesetzliche Gleichstellung, die gesellschaftliche war jedoch bei weitem nicht in Sicht.

⁷⁴ Hippel, Theodor Gottlieb von: *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*. Frankfurt a.M., Syndikat 1977 [=Bibliothek der europäischen Aufklärung]. [in der Folge kurz: Hippel. *Bürgerliche Verbesserung*.] S. 7

⁷⁵ Ebd., S. 194

*Lasst uns auf den Zeitpunkt uns freuen, wo der Tag der Erlösung für das schöne Geschlecht anbrechen wird, wenn man Menschen, die zu gleichen Rechten berufen sind, nicht mehr in der Ausübung derselben behindert.*⁷⁶

Im Gegensatz zu jenen Männern, die im ausklingenden 18. Jahrhundert die Inferiorität der Frauen nachhaltig betonten, wirken Hippel und seine Thesen geradezu wohltuend utopisch. Während die Zweitrangigkeit und Minderwertigkeit der Frau aus alttestamentarischen Motiven als rechtmäßig erachtet wurde, hält Hippel entgegen, dass beide – Adam und Eva – als Ebenbilder Gottes erschaffen wurden. Eva sei sogar aus „*edlerem Material*“ als Adam geformt, nämlich aus Adams Rippe. Dieser hingegen sei nur aus „*Lehm*“ bzw. aus „*Erde*“ geformt worden. Hippel gesteht den Frauen zwar in deren Körperbau eine Ungleichheit im Vergleich mit dem Mann zu, geistig jedoch seien Frauen den Männern keineswegs unterlegen. Um dies zu untermauern verweist er auf historische Frauengestalten wie Kaiserin Maria Theresia oder Katharina, die Zarin von Russland. Auch in ihrem Kunstverständnis stünden die Frauen den Männern um nichts nach, weder in der Malerei noch in der Musik und ebenso wenig in der Literatur:

*Warum sollten Weiber denn wohl als Schriftstellerinnen furchtsam tun und verlegen sein, da die aufgehaltene Sprache sich durchbrechender Empfindungen eine Gewalt und Stärke besitzt, gegen die schwerlich sonst etwas zu wirken vermag? Weiber wissen Wahrnehmungen zu Beobachtungen zu erhöhen [...] Weiber besitzen die Geschicklichkeit, alle Seelenkräfte auf Witz zurückzubringen. [...] Wissen sie nicht, das ewige Einerlei, wozu sie verurteilt sind, unübertrefflich schön zu modifizieren? Und Aufmerksamkeit in hohem Grade, oder Scharfsinn zu zeigen?*⁷⁷

Um eine Gleichstellung von Mann und Frau umsetzen zu können gelte es, den Frauen die gleichen Möglichkeiten einzuräumen, die auch für Männer gelten. Konkret fordert er die Zulassung „*der Weiber zum Staatsdienste*“. Sollten den Frauen dafür die Voraussetzungen fehlen, so verlange es nach einer entsprechenden Ausbildung. Damit verlang er nicht anderes, als den Frauen genau dieselben Bildungschancen zu ermöglichen, wie sie auch für Männer gelten. Hippel spricht sich sogar für die Koedukation von Frauen und Männern, Mädchen und Burschen aus. Doch sollen Frauen nicht nur unterrichtet werden – er tritt gleichzeitig dafür ein, dass Frauen selbst unterrichten sollen „*weil die Natur das weibliche Geschlecht dazu mit ausgezeichneter Fähigkeit hinreichend ausgestattet hat.*“⁷⁸ Aufgrund ihrer besseren Ausbil-

⁷⁶ Ebd., S. 15

⁷⁷ Ebd., S. 190f

⁷⁸ Ebd., S. 137

ding hätten Frauen die Befähigung und auch das Recht, in öffentlichen Funktionen präsent zu sein, was wiederum dazu führen würde, dass Frauen „*Personen und Staatsbürger*“⁷⁹ werden. Er appelliert mit folgenden Worten:

*Öffnet, Männer, der jetzigen weiblichen Jugend je eher je lieber unsere Edukations- und Lehranstalten, ohne euch von der Furcht vor nachteiligen Folgen abwendig machen zu lassen.*⁸⁰

Allerdings verblasst der Glanz des Revolutionären, wenn man in Erinnerung ruft, dass Hippel diese Schrift anonym veröffentlicht hat. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass Hippel dies zum Selbstschutz tun musste, da er aufgrund der Brisanz seiner Forderungen womöglich mit Repressalien rechnen musste. Irritierend bleibt aber, dass Hippel seine Forderungen selbst einschränkt. Seine Argumentation solle für die Frauen

*keine Heerführerdienste leisten [...] ich lege es so wenig darauf an, das andere Geschlecht Knall und Fall von seiner Sklaverei zu befreien, dass ich mich vielmehr begnüge, es aufzumuntern, diese Erlösung zu verdienen. Des Himmels würdig werden heißt nicht viel weniger, als ein aktiver Himmelsbürger zu sein.*⁸¹

4.2 Friedrich Schleiermacher: Katechismus für edle Frauen (1798)

Friedrich Schleiermacher war einer der bekanntesten Fürsprecher der *Gelehrten Frau*, indem er Frauen wie Dorothea Mendelsohn Veit bei ihrer literarischen Arbeit unterstützte und sie dazu animierte. Ebenso besuchte er die Berliner Salons, die vor allem durch die rege geistige Aktivität von Frauen gekennzeichnet waren. Dass er sich nicht nur aktiv, sondern auch theoretisch für die *gebildete Frau* einsetzte, zeigt sich besonders deutlich an seiner Schrift *Idee zu einem Katechismus für edle Frauen* (1798). Es ist eine bemerkenswerte, moderne Arbeit, die der Frau ein Maß an Eigenständigkeit zuschreibt, die selbst heute noch als mustergültig verstanden werden kann.

Die Forschung ist sich zwar nicht einig, ob der *Katechismus* hundertprozentig von Schleiermacher stammt, da er unter den anonym veröffentlichten Fragmenten 1798 im *Athenäum* erschienen ist. Wilhelm Dilthey, der sich eingehend mit Schleiermacher beschäftigte, hat jedoch auffällige Parallelen zwischen dem *Katechismus* und einem Brief, den

⁷⁹ Ebd., S. 143

⁸⁰ Ebd., S. 144

⁸¹ Ebd., S. 18

Schleiermacher an Henriette Herz am 3. September 1798 schrieb, festgestellt und sieht deshalb Schleiermacher als Urheber des *Katechismus* an. Terrence N. Tice, der 1966 eine Schleiermacher-Bibliographie herausgegeben hat, ist hingegen nicht dieser Ansicht ist. Erwin Quapp wiederum teilt Diltheys Auffassung.

Auch diese Untersuchung schließt sich der gängigen Meinung in der Forschung an, dass dieses kurze, jedoch außergewöhnliche Fragment von Schleiermacher stammt. Der *Katechismus* besteht – in Anlehnung an die biblischen zehn Gebote – aus zehn Forderungen, die für die Frau erhoben werden. Allerdings wird an dieser Stelle nur eine Auswahl näher erläutert.

Das dritte Gebot des Schleiermacher'schen Katechismus lautet:

*Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen. Denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweicht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden.*⁸²

Erwin Quapp interpretiert die *Heiligtümer der Liebe* als Instrument der Liebe, als Gunst anzusehen, das *zarte Gefühl* versteht Quapp als Produkt.⁸³ Eine Entweihung dieser Liebe erfolge, wenn sie sich durch Geschenke erkaufte wird oder auch denn, wenn es der Frau lediglich darum geht, in *Ruhe und Frieden Mutter zu werden*. Dies impliziert eine Absage an die Aufgabe der Frau, die Reproduktion der Menschheit sicherzustellen, bzw. ruft Schleiermacher damit zur völligen Selbstbestimmung der Frau auf, die erst dann Mutter werden soll, wenn es die Liebe einfordert, nicht aber die gesellschaftliche Notwendigkeit. Ergänzend dazu wäre das sechste Gebot zu verstehen, das besagt:

*Du sollst nicht absichtlich lebendig machen.*⁸⁴

Quapp interpretiert dies mit der Absage an die Fremdbestimmung: „*Das Walten oder Herrschen der Liebe verbietet Fremdabsicht, daher auch absichtliche Zeugung – der Augenblick der Liebe ist zu heilig, als dass er missbraucht werden dürfte.*“⁸⁵ Als eine Totalabsage an die Fremdbestimmung, die der Mann auf die Frau ausüben kann das zehnte Gebot verstanden werden.

⁸² Schleiermacher, Friedrich: Idee zu einem Katechismus für edle Frauen. Herbert Reichner. Wien, 1929.[in der Folge kurz: Schleiermacher. Katechismus] III. Gebot (keine Seitenangabe)

⁸³ Quapp, Erwin: Friedrich Schleiermachers Gebots- und Glaubensauslegung in seiner „Idee zum Katechismus der Vernunft für edle Frauen“. In: Internationaler Schleiermacher Kongreß Berlin 1984. Hrsg. von Kurt-Victor Selge. Berlin. De Gruyter 1985. [in der Folge kurz: Quapp: Schleiermachers Katechismus.] S. 170

⁸⁴ Schleiermacher. Katechismus. VI. Gebot (keine Seitenangabe)

⁸⁵ Quapp: Schleiermachers Katechismus. S. 173

*Lass dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.*⁸⁶

Hier fordert Schleiermacher hier nicht nur absolute Chancengleichheit der beiden Geschlechter ein, er stellt die Bildung auch auf eine Stufe mit dem Glauben. Daher fasziniert Quapp bei diesem zehnten Gebot insbesondere die Formulierung „*Lass dich gelüsten...*“, denn sie stellt einen systematisch-theologischen Zusammenhang her zwischen Gebot, Glaube und Bildung.

*Denn das, was das Gebot hier erstellt, ist ja, wenn es befolgt wird, jene Bildung, an die die Frau im Glaubensbekenntnis an eine Macht der Bildung glaubt. [...] Die Willens- und Bildungsmacht hat also erlösende Funktion.*⁸⁷

Doch selbst Friedrich Schleiermacher war kein vorbehaltloser Kämpfer für die Rechte und die Emanzipation der Frau. Selbst bei ihm wird eine Ambivalenz in seinen Positionen deutlich, immerhin entstammt auch er einer patriarchalischen Gesellschaft, die den Mann in der Hierarchie über der Frau ansiedelt. So verweist Gerhart Söhn darauf, dass selbst dieser fortschrittliche Denker im etablierten Ordnungsprinzip verhaftet war, weil er gegen die Erziehung der weiblichen Jugend eintrat, wie Schleiermacher in den Niederschriften seiner Vorlesungen über Pädagogik festhielt. Er gestattete den Mädchen den öffentlichen Unterricht vorwiegend nur als Stellvertretung der weiblichen Fortbildung in der Familie. Frauen seien für das häusliche und nicht für das öffentliche Leben bestimmt.⁸⁸

4.3 Christian Gotthilf Salzmann: Rettung der Rechte des Weibes (1793)

Diese Ambivalenz zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte, denn auch Christian Gotthilf Salzmann, der Herausgeber der deutschen Übersetzung von Mary Wollstonecrafts *A Vindication of the Rights of Woman* stimmte den revolutionären Thesen und dem Aufbrechen der Rollenbilder nur bedingt zu. Dennoch hat er die bereits erläuterte Schrift der Feministin Wollstonecraft einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht, was Beweis einer Fortschrittlichkeit zu verstehen ist. Christian Gotthilf Salzmann war Erzieher und Begründer der Erziehungsanstalt für Knaben in Schnepfenthal bei Gotha und galt für seine Zeit als progressiv, wie eben auch das Herausgeben dieser Schrift zeigt. Schnepfenthal ist kaum auf einer

⁸⁶ Schleiermacher. Katechismus. X. Gebot (keine Seitenangabe)

⁸⁷ Quapp: Schleiermachers Katechismus. S. 179

⁸⁸ Vgl. Söhn, Gerhart: Die stille Revolution der Weiber. Reclam, Leipzig. 2003. S. 14

Landkarte zu finden, wie die Wollstonecraft-Forscherin Elisabeth Gibbels festhält, doch es war eine zentrale Adresse der Aufklärung in Deutschland, der schuleigene Verlag publizierte zahllose pädagogische Schriften.⁸⁹ Dass ausgerechnet er dieses feministische Werk herausgab, lag auch daran, dass Salzmann und Wollstonecraft in beruflicher Verbindung standen. 1788 übersetzte sie das *Moralische Elementarbuch* von Salzmann, das etliche Male neu aufgelegt wurde und für beide, für Salzmann und Wollstonecraft, kommerziellen Erfolg brachte. Die Übersetzung gab Salzmann bei Georg Friedrich Christian Weissenborn, einem Lehrer, der an seiner Schule tätig war, in Auftrag.

Wollstonecrafts Schrift verlangte gleiche Bildungschancen und gleiche Menschenrechte, zudem beinhaltete sie eine Absage an die Wesensverschiedenheit und Unterordnung der Frau. Für den aufgeschlossenen Christian Gotthilf Salzmann dürfte die Radikalität der Forderungen trotzdem zu weit gegangen sein: In seinen Anmerkungen zur Übersetzung widersprach er Wollstonecraft und setzte ihrer republikanischen Gesinnung entgegen, dass „*das Verhältnis zwischen Fürsten und Untertanen, mit der Verbindung zwischen Mann und Weib allerdings große Ähnlichkeit*“ habe.⁹⁰

Salzmann vertrat in Frauenfragen keine klare, sondern ebenso eine ambivalente Haltung. Er hatte 1786 zwar im Nebengebäude seiner Schule in Schnepfenthal eine Mädchenschule eingerichtet, wohl auch deshalb, um dort seine eigenen Töchter zu erziehen. Außerdem war, was zu jener Zeit alles andere als selbstverständlich war, seine Tochter Wilhelmine an seiner Schule als Lehrerin tätig; sie unterrichtete Geographie. Dennoch erkannte Salzmann die Bildung nicht als Wegbereiterin für Selbstständigkeit und öffentliche Tätigkeit von Frauen an. Salzmanns Idealvorstellung der Frau blieb die der fürsorglichen Mutter und Ehefrau.⁹¹

Auffallend ist in dieser langen Liste der Gegner und Fürsprecher der ersten Emanzipationsbestrebungen der Frauen, dass viele von ihnen gut miteinander bekannt waren, einander möglicherweise auch in ihren Ansichten beeinflusst und geprägt haben. So war der in seinen Thesen letztlich frauenfeindliche Johann Gottlieb Fichte, der in seiner *Deduction der Ehe* seine konservativen Vorstellungen von Ehe- und Frauenbild auf den Punkt brachte, ein enger Bekannter der Jenaer Romantiker und somit auch der Jenaer Romantikerinnen. Folglich war er umgeben von gebildeten Frauen wie Dorothea Mendelsohn Veit und Caroline

⁸⁹ Vgl. Gibbels, Elisabeth: Wollstonecraft, 2002. S. 100ff

⁹⁰ Vgl. Becker-Cantarino. 2000. S. 25

⁹¹ Vgl. Gibbels, Elisabeth. S. 102

Michaelis Böhmer Schlegel, er musste diese klugen, eigenständigen Frauen erlebt haben, sowohl in Jena, wo er unterrichtete, als auch in Berlin, wo er längere Zeit bei Dorothea und Friedrich Schlegel zu Gast war; auch Johann Gottfried Herder, der den gelehrten Frauen wie Hühnern den „*Hals abschneiden*“ wollte, zählte – auch wenn er der älteren Generation angehörte – zum Kreis der Romantiker, die eine liberale, moderne Einstellung zu geistig und schriftstellerisch aktiven Frauen hatten. Pikant sind auch die Berührungspunkte, die Wilhelm von Humboldt mit den gelehrten Frauen hatte. Er kannte Dorothea Mendelsohn Veit noch aus jener Zeit, in der sie den Vornamen Bredel getragen hatte. Gemeinsam mit ihr war er Mitglied des *Tugendbundes* von Henriette Herz. Er lernte in diesem Rahmen auch seine spätere Frau, die ebenso gebildete wie wortgewandte Caroline von Dacheröden, kennen. Nur wenige Jahre später erklärte er mithilfe anthropologischer Untersuchungen, dass die Frau dem Mann grundsätzlich unterlegen ist, selbst wenn beide einander brauchten. Keine besonders fortschrittliche Ansicht, die Wilhelm von Humboldt vertrat, wobei dennoch auf seine kindliche Prägung verwiesen sei, die sein Frauenbild sicher mitgestaltet hat. Wilhelm von Humboldts Lehrer war unter anderem auch Joachim Heinrich Campe, der in puncto Frauenfragen eine unverrückbar reaktionäre Meinung vertreten hatte.

Wie klein dieser Zirkel offenbar war, der sich Ende des 18. Jahrhunderts auch mit der Frauenfrage und der Emanzipation mehr oder weniger intensiv beschäftigte, zeigt sich auch an der Person Friedrich Schleiermachers: Er war ebenso ein inniger Freund der Salonière Henriette Herz und pflegte eine enge Freundschaft zu Dorothea Mendelsohn Veit, die er in mehrfacher Hinsicht unterstützte. Er half ihr finanziell aus den ärgsten Nöten, erledigte für sie treuhänderische Geschäfte und Wege in Berlin, aber er war ihr auch Stütze bei der Entstehung des Romans *Florentin*. Schleiermacher kannte die Begabungen vieler Frauen, wusste um die Notwendigkeit, ihre Talente zu fördern. Dennoch war er nicht dafür, Frauen und Mädchen dieselbe Bildung angedeihen zu lassen, wie Burschen und Männern.

Diese Ambiguität, die in der zweiten Hälfte der 18. Jahrhunderts selbst im kleinen, überschaubaren Kreis der Intellektuellen rund um die Jenaer Romantik bezüglich erster Emanzipationsbestrebungen oder zumindest bezüglich einer vorsichtigen Reformierung und Anpassung des Rollen- und Geschlechterverständnisses vorherrschte, macht deutlich, wie neu und schwer vorstellbar für Männer das Konzept der schreibenden, der tätigen Frau war.

Deutlich wird dadurch auch, wie schwierig es für die betroffenen Frauen war, einerseits ihrem Drang und ihrer Berufung nachzugeben, sich schriftlich mitzuteilen, und zum anderen sich in den herrschenden misogynen Vorstellungen neu zu definieren und die althergebrachten Auffassungen und Fesseln loszuwerden. Im Deutschen Sprachraum war dieses erste Aufkeimen weiblicher Autorschaft und somit in gewissem Sinne auch das Aufkommen von Individualität und Eigenständigkeit keineswegs der Startschuss für die weibliche Emanzipation. Es handelte sich dabei lediglich um eine Knospe, allerdings, um bei dieser Metapher zu bleiben, um die Knospe einer Pionierpflanze, denn die Umstände waren widrig. Erst im 20. Jahrhundert sollten Frauen sich wieder aktiver in den literarischen Schaffensprozess einbringen und schließlich zu einem unumstrittenen Bestandteil des Literaturbetriebs werden. Und so suchten jene, die sich den Konventionen nicht beugen wollten, nach Umwegen und Kompromissen. Zahlreiche Autorinnen kaschierten ihre Weiblichkeit hinter Pseudonymen. Dorothea Mendelsohn Veit setzte gleich auf doppelte Sicherheit: Sie publizierte ihren Roman im Namen ihres Liebhabers, also im Namen eines Mannes und verließ die Weiblichkeit versuchsweise gänzlich, indem sie die Rolle der Hauptfigur männlich besetzte.

Kapitel II *Florentin*

5 Zur Entstehung des Romans

Als Dorothea Mendelsohn Veit im Herbst des Jahres 1799 mit ihrer Arbeit am späteren Roman *Florentin* begann, deutet kaum etwas auf herrschende, gesellschaftliche Schwierigkeiten hin, die ein von einer Frau verfasster Roman mit sich bringen konnte. Das, was von ihren Aufzeichnungen und Korrespondenzen erhalten geblieben ist, lässt den Eindruck entstehen, dass es die natürlichste Sache der Welt war, ein belletristisches Buch zu verfassen – auch für Frauen. Wie schon eingangs erwähnt, ist Dorothea mit ihrer Romanidee anscheinend nicht lange schwanger gegangen. Zwar erklärt sie in der *Zuneigung an den Herausgeber*, dass die Ideen dazu „*schlummernd in meiner Seele wie Veilchen während des Winters*“ lagen, literarische Skizzen aber sind so gut wie nicht vorhanden. Ein Brief an Schleiermacher vom 15. November 1799 liefert den ersten Hinweis dafür, dass sie an einem *Roman* arbeitete, in den darauffolgenden Monaten hatte sie gewisse Schreibblockaden, wie dieser Auszug aus einem Brief an Friedrich Schleiermacher vom 3. Februar 1800 verdeutlicht:

*Mein Stiefsohn Florentin macht sich unnütz, und ich muß mich mit ihm plagen [...]*⁹²

Generell lässt ihre Korrespondenz jedoch eine gewisse, durchaus überraschende Leichtigkeit im Schaffen erkennen. Denn es deutet nichts darauf hin, dass sie sich deshalb mit dem Roman deshalb *plagen* musste, weil ihr aufgrund ihrer Weiblichkeit Steine in den Weg gelegt wurden, etwa von den Männern, die sie in Jena umgaben. Wie erwähnt dürfte sie ihr Geliebter Friedrich Schlegel dazu gedrängt oder zumindest animiert haben, nicht nur Beiträge im *Athenäum* zu verfassen, sondern einen Roman zu schreiben. Doch ungeachtet der Unterstützung blieb der Schritt der schreibenden Frau in die Öffentlichkeit ein schwieriger. Deutlich wird dies an der hohen Anzahl der anonym erschienen Werke, sowie an der Verwendung – oft männlicher – Pseudonyme.

5.1 Nomen non est Omen – Die Pseudonyme

Im 18. und 19. Jahrhundert wurden allein im deutschen Sprachraum 1454 von Frauen benutzte Pseudonyme ermittelt, die auf ungefähr 3940 Autorinnen entfallen, was bedeutet, dass jede zweite bis dritte Schriftstellerin ein Pseudonym verwendete.⁹³ Susanne Kord räumt jedoch ein, dass die *Dunkelziffer* jener Frauen, die unter einem Pseudonym veröffentlicht haben, noch weit höher gelegen haben dürfte. Das Pseudonym diene nicht nur der Verhüllung und Kaschierung der Identität, sondern auch dem Zweck, das Werk zuordenbar zu machen. Das Pseudonym *Dr. Schmid* betont die Glaubwürdigkeit, das Pseudonym *Verfasserin des Julchens Grünthal* verweist auf bereits erschienene Werke. In ihrer Untersuchung von weiblichen Pseudonymen stellt Susanne Kord fest, dass viele Frauen, indem sie den Verfassernamen in den Diminutiv setzten, den Eindruck vermitteln wollten, keine intellektuelle Gefahr darzustellen. Kord nennt hierfür *Nantnchen*, *Lottchen*, *Stiefmütterchen aus Prag* und verweist gleichzeitig darauf, dass dies bei männlichen Pseudonymen undenkbar gewesen wäre, als Beispiel nennt sie *Söhnchen* oder *Hänschen*. Kein männlicher Schriftsteller, der mit seinem Werk ernstgenommen werden wollte, hätte seinen Namen jemals in der Verniedlichungsform angeführt.

Unterschiedlich sind auch die Motive, warum sich Frauen und Männer für Pseudonyme entschieden haben. Während bei Männern meist nur die Erstveröffentlichung unter verändertem oder falschem Namen passierte, um sich so vor möglicher Kritik und negativer Beurteilung zu schützen, so ging es den Frauen um weit Prinzipielleres, nämlich um sich vor den Vorwurf

⁹² Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913: S. 32

⁹³ Vgl. Kord. Namen, S. 13

der Schriftstellerei per se zu schützen. Immerhin verstießen Frauen, die sich literarisch betätigten gegen ihre *Natur*. Ein Frauename, so analysiert Susanne Kord die damalige Auffassung, ist kein Autornamen und kann keiner sein. Hinzu kommt, dass die Autorinnen meist nicht nur *einen* Namen hatten, sondern ihrem Geburtsnamen wurde zunächst der Name des ersten, dann des zweiten Ehemannes beigefügt, womit sie nicht mehr *ihren* Namen trug, sondern den von Männern. Und damit hatte sie auch keine eigene Identität mehr, sondern ihre Identität wurde durch ihren Mann/ihre Männer gestiftet. Eines der vielen Beispiele zur Illustration dieses Sachverhalts liefert Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel. Auch im Rahmen dieser Untersuchung stellt sich immer wieder die Frage, welche/r Namen angeführt werden sollen, da sie zwar in der Literaturgeschichte Dorothea Veit Schlegel, häufiger noch Dorothea Schlegel genannt wird. Diese Bekanntheit aber erklärt sich weniger durch ihr literarisches Schaffen, als durch ihre Ehe mit dem berühmten Friedrich Schlegel. Ihr Roman *Florentin* entstand jedoch noch vor ihrer Hochzeit mit Friedrich Schlegel, weshalb in dieser Arbeit in der Regel von Dorothea Mendelsohn Veit die Rede ist, da sie im Untersuchungszeitraum noch nicht mit Schlegel verheiratet war.

Einige Autorinnen wählten gar Pseudoandronyme, gaben sich also als Männer aus. Für die Jahre 1700 bis 1900 hat Susanne Kord 482 Pseudoandronyme ermittelt.⁹⁴ Die Gründe sind einerseits eine erzwungene Maskerade, da die Frau aufgrund des gesellschaftlichen Drucks weibliche Identität und Geschlecht verbergen musste. Ein männlicher Name garantierte zudem eher den Erfolg des Buches, als ein weiblicher, denn damit spiegelte die Autorin vor, ebenso gut zu schreiben, wie ein Mann. Kord verweist auch auf die häufige Benutzung von Initialen oder abgekürzten Vornamen, die einen Rückschluss auf das weibliche Geschlecht nicht mehr möglich machten. Durch das Anführen der Initialen lügen die Autorinnen nicht – sie geben nur nicht die gesamte Wahrheit bekannt. 28 Prozent jener Autorinnen, die zwischen 1700 und 1820 nicht mit ihrem eigenen Namen an die Öffentlichkeit traten, verwendeten ihre Initialen, berichtet Kord. Auffallend ist in ihrer Untersuchung, dass offenbar die bereits detailliert beschriebene Manifestierung der Geschlechterrollen im ausklingenden 18. Jahrhundert, in der die Frau in ihre Rolle als Hausfrau und Mutter verwiesen wurde, sowie die regelrechte Hetze gegen schriftstellerisch tätige Frauen ihre Wirkung gezeigt haben. Wollten im 18. Jahrhundert noch 80 Prozent der ermittelten Autorinnen trotz Anonymität als weiblich erkannt werden, so hat sich das im 19. Jahrhundert schlagartig geändert. Der Gebrauch weiblicher Pseudonyme verringerte sich im 19. Jahrhundert drastisch – siebzig Prozent aller Auto-

⁹⁴ Kord. Namen. S. 127

rinnen versteckten ihre Weiblichkeit und ihr Geschlecht hinter abgekürzten Vornamen oder einem Pseudoandronym.⁹⁵

5.2 Die unbekannte Verfasserin des *Florentin*

Bei Dorothea Mendelsohn Veit verhielt es sich so, dass sie den Roman *Florentin* anonym verfasste und Friedrich Schlegel als Herausgeber aufschien. Zwar war in ihrer *Zuneigung an den Herausgeber* die weibliche Autorenschaft klar erkennbar, doch diese existierte nur als Entwurf und ist in der gedruckten Version des Buches nie erschienen. Folglich blieb die wahre Urheberin des *Florentin* so gut wie unbekannt, lediglich ihr Umfeld war eingeweiht. Tatsächlich gingen die Rezensenten davon aus, dass der *Florentin* aus der Feder Friedrich Schlegels stammt:

*Warum nannte der Verfasser sich nicht? Ist er ein anderer, als Herr Schlegel, wie konnte er sich und das Publikum durch den Glauben beleidigen, dass ein solcher Name, als der, den er seinem Buche vorsetzte, bei vernünftigen und sittlichen Menschen zur Empfehlung dienen würde?*⁹⁶

Der Verfasser der Rezension in der Zeitschrift *Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur* implizierte, dass für ihn nur Friedrich Schlegel als Autor in Frage käme. Er sah im *Florentin* ein Jugendwerk Schlegels, das bisher noch nicht veröffentlicht worden war und welches belege, „dass er [Friedrich Schlegel] einst zu Hoffnungen berechtigte“. Das (gewollte?) Ziel der anonymen Autorschaft ging auf – für den Literaturbetrieb stand fest, dass Friedrich Schlegel der Urheber war:

*Der Florentin ist in den Leipziger Jahrbüchern und der gothaischen Zeitung schon tüchtig gelobt [...]. In der Leipziger wird auch Friedrich für den Verfasser gehalten.*⁹⁷

Gegenüber Schleiermacher zeigt sich Dorothea amüsiert über das Versteckspiel, sie kokettiert mit der Anonymität. Dennoch dürfte es nicht nur angenehm gewesen sein, keinerlei öffentliche Anerkennung für eine Arbeit zu erhalten, die offenbar positiv rezipiert wird. Davon lässt sich die Autorin jedoch nichts anmerken.

⁹⁵ Vgl. Kord, Namen: S. 54f

⁹⁶ Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur. 7. Heft, Berlin 1801. S. 424-426. Zitiert nach Frank, 1988. S. 151

⁹⁷ Caroline Schlegel an August Wilhelm, Brief vom 27. Februar 1801. Zitiert nach Frank, 1988. S.151

*Der Florentin gefällt dem Volke hier so gut, welches mich zwar in Rücksicht auf den Buchhändler Credit freut, übrigens schäme ich mich aber ordentlich darüber, und es ärgert mich, ordentlich populär zu werden. Fi!*⁹⁸

Doch die Anonymität schien nicht lange Bestand zu haben; ihr engstes Umfeld wusste ohnedies über die Autorschaft Bescheid, doch nun wurde auch in Jena heftig spekuliert, wer sich als Autor hinter dem *Florentin* verbirgt, wie Dorotheas Brief an Clemens Brentano am 27. Februar 1801 verdeutlicht:

*So wird jetzt, wie uns gesagt wird, in ganz Jena behauptet, den ‚Florentin‘ hätte i c h, i c h gemacht! Und weil man nun so davon überzeugt ist, so schimpft man eben darum ganz unbarmherzig darauf. Einige Leute, die nach der Anzeige glaubten, er müsse von Friedrich selbst sein, lobten ihn schon vorher, die jetzt ihr Lob zurücknehmen; andre hatten schon vorher drauf geschimpft, die nun nicht wissen, was sie dazu für ein Gesicht machen sollen. Kurz, es ist ein Spass.*⁹⁹

Auffallend bei Dorothea Mendelsohn Veits *Florentin* in Bezug auf die Kaschierung der Autorschaft war, dass sie nicht nur insofern ihre Weiblichkeit versteckte, indem sie den Roman anonym veröffentlichte, sie verwischte die Spuren nachhaltiger, da sie sich auch für einen männlichen Helden entschied.

5.3 Weibliche und männliche Genres

Zunächst aber noch ein Wort zu den Genres, die wiederum geschlechtsspezifische Einteilungen erfuhren: Zu den männlichen, formbetonten, abstrakten Genres werden im 18. und 19. Jahrhundert Dramen und Epen gezählt. Zu den weiblichen Genres zählen Lyrik, Briefe, Briefromane, Romane, autobiographische Schriften und Memoiren¹⁰⁰. Letztere zeichnen sich durch ihre Formlosigkeit aus, gelten als subjektiver, gefühlsbetonter und nur beschreibend. Hierbei sei wieder auf Humboldts *Vergleichende Anthropologie* verwiesen, in der er der Frau zwar zugesteht, dass sie aufgrund ihrer Phantasie zwar für das Schöne empfänglicher sei als der Mann, doch es mangle ihr an Abstraktionsfähigkeit, einem Maß an Logik und folglich der Begabung, die Phantasie zu kanalisieren und in Kunst umzuwandeln. Ähnlich, wenn auch misogyn, argumentierte Fichte, der den Frauen in puncto wissenschaftlicher Arbeit jedwede Kompetenz absprach. An Logik, Form und Maß werden allerdings auch die unterschiedlichen

⁹⁸ Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher. Brief vom 16. Februar 1801. Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913. S. 101

⁹⁹ Dorothea an Clemens Brentano. Brief vom 27. Februar 1801. Raich. S.19

¹⁰⁰ Vgl. Kord. Namen. S. 57

Genres gemessen und entsprechend unterteilt. Besonders deutlich wird dies bei der Gegenüberstellung der Genres Epik und Lyrik und deren Charakterisierung, wie sie August Wilhelm Schlegel in seiner *Kunstlehre*¹⁰¹ vornimmt. Die Gegensätzlichkeiten entsprechen dem bipolaren Geschlechtermodell, das die Frauen als passiv und schwach darstellt. Die Werte, die der Epik zugeordnet werden, sind *männlich* gefärbt, jene, die der Lyrik zugeordnet werden, *weiblich* gefärbt. *Episch* wird konnotiert mit *These, Fülle, Objektiv, Außenwelt, Universalität*; *lyrisch* wird mit *Antithese, Einzelheit, Subjektiv, Gemüt, Individualität* konnotiert. Susanne Kord nimmt die genremäßige Einteilung unter Einbeziehung der damals geltenden Kunstauffassung wie folgt vor:

*Während mangelnde Objektivität die Frau aus bestimmten Genres ausschließt oder zum Dilettantismus verdammt, prädestinieren sie gerade ihre ‚weiblichen‘ Eigenschaften zu anderen Genres. Darunter fallen Eigenschaften wie Emotionalität (Lyrik), konkrete Beobachtungsgabe (Roman, Erzählung), Einfühlungsvermögen (Briefe, Briefroman), und pädagogisch/didaktische Fähigkeiten (Kinder- und ‚Frauen‘-Literatur).*¹⁰²

Ganz unabhängig vom Gehalt wird den Werken, die von Frauen verfasst wurden, Trivialität unterstellt oder mangelnder literarischer Wert¹⁰³. Susanne Kord, die die Literaturgeschichtsschreibung im deutschsprachigen Raum sowie in England auf diese Geschlechterbewertungen hin untersucht hat, kommt zur Erkenntnis, dass in beiden Kulturkreisen tendenziell der Roman als Kunstform der Frauen bewertet wird, das Drama hingegen – in der Hierarchie der Genrebetrachtung ganz oben angesiedelt – wird als männliches Betätigungsfeld angesehen. Für Kontinuität in dieser Ansicht sorgte auch Friedrich Schiller, der den Romanschreiber als den „*Halbbruder des Dichters*“ bezeichnete. Wenn Frauen aber als Dramatikerinnen gearbeitet haben, so wird das in den Literaturgeschichtsschreibungen bestenfalls als Ausnahme, nicht jedoch als Regel betrachtet.

Im 18. Jahrhundert wird der Roman laut Kord als *Frauengenre* gesehen, was durch die *natürliche* Affinität der Frau und ihren *geschlechtsimmanenten* Eigenschaften (Subjektivität, Liebesfähigkeit, Tugend, Beobachtungsgabe...) begründet wird. Diese Eigenschaften finden sich auch in den dem *Genre inhärenten* Eigenschaften wieder: Formlosigkeit, Thematik, päd-

¹⁰¹ Schlegel, August Wilhelm: Die Kunstlehre. Stuttgart: Kohlhammer 1963, S. 306f

¹⁰² Kord. Namen. S. 58

¹⁰³ Vgl. dazu Fichte! „Ausser, dass in dem letzteren Falle ihre Producte wenig literarischen Wert haben werden, würde auch dem moralischen Werthe der Verfasserin dadurch grosser Abbruch geschehen.“ Siehe Fußnote 32

agogisches Potential, Konzentration auf das Spezifische.¹⁰⁴ Kord hält diesen Ausschluss der Frauen aus einigen Genres als „keine empirische Realität, sondern [als] rezeptionsgeschichtlichen Fehler, der das ästhetische Wunschdenken des 18. Jahrhunderts als Realität liest [...]“¹⁰⁵. An dieser Stelle wird nochmals auf Friedrich Schlegel verwiesen, der selbst der Ansicht war dass jeder „progressive Mensch [...] einen notwendigen Roman a priori in seinem Innern [trägt], welcher nichts als der vollständigste Ausdruck seines ganzen Wesens ist.“¹⁰⁶ Und auch sein Bruder, August Wilhelm Schlegel stellte im *Athenäum* geradezu auffordernd die Frage:

*Warum schreiben die Deutschen Damen nicht häufiger Romane? Was soll man daraus auf ihre Geschicklichkeit Romane zu spielen für einen Schluss ziehen?*¹⁰⁷

Demnach hatte der *Roman* im Kreise der Jenaer Romantiker einen anderen Stellenwert, als es die Literaturgeschichtsschreibung wiedergibt. Im Wirkungskreis der Romantiker wurde das Genre *Roman* regelrecht forciert, weshalb eine Geschlechtskategorisierung in diesem Fall gänzlich unseriös und somit obsolet wäre.

Auch wenn die feministische Literaturwissenschaft diese Kategorisierungsversuche ablehnt, weil sie für weibliche Schriftstellerinnen meist negativ ausfallen, gesteht die Forschung ein, dass der Roman ein unter Frauen beliebtes Genre war. Barbara Becker-Cantarino hält bei ihrer Untersuchung über die Schriftstellerinnen der Romantik fest: „Prosa – Romane und Erzählungen – war das literarische Genre, in dem die Schriftstellerinnen gegen Ende des 18. Jahrhunderts sich vielfach artikulierten.“¹⁰⁸ Jedoch schränkt sie zu Recht ein, dass dies nur ein Bereich der weiblichen Literaturproduktion war. Meist stellten Autorinnen in ihren Fiktionen Frauen aus der Perspektive von Frauen und weibliche Lebensbereiche dar, wie Becker-Cantarino analysiert. Demgegenüber stand der Roman von Männern, der wie beispielsweise *Wilhelm Meister* oder *Heinrich von Ofterdingen* aus männlicher, patriarchalischer Perspektive geschrieben wurde. War der Urheber ein Mann, so handelte es sich um keinen *Männerroman*, sondern um einen *Universalroman*, dies war *autonome Kunst*. Aus eben diesem Grund kritisiert auch Becker-Cantarino die Literaturgeschichtsschreibung heftig, denn der von Männern verfasste Roman galt als universaler Standard, der

¹⁰⁴ Vgl. Kord. Namen. S. 65

¹⁰⁵ Ebd., S. 67

¹⁰⁶ Friedrich Schlegel. Siehe Fußnote 12

¹⁰⁷ Schlegel, Friedrich: 1794-1802. Seine prosaischen Jugendschriften. Hrsg. von Jacob Minor, Wien: Wagner 1882. Bd. I, Nr. 170. S. 230

¹⁰⁸ Becker-Cantarino. 2000. S. 70

Frauenroman jedoch als abwertende Sonderform, der auf alle von den Frauen jener Epoche verfassten Romane angewandt wurde. Christine Touaillon hat mit ihrer Untersuchung aus dem Jahr 1919 dazu beigetragen, dass die Bezeichnung *Frauenroman* in der Literaturwissenschaft erhalten bleibt bzw. sich manifestiert, indem sie dazu eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Titel *Der Deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts* verfasst hatte. Übrigens war ihre Arbeit eine der ersten ausführlichen und sehr detailreichen Betrachtungen über Schriftstellerinnen in der Romantik. Zwar räumt sie ein, dass es unmöglich sei, den Frauenroman vom Männerroman völlig zu trennen und dass der Frauenroman nur ein Kapitel in der Gesamtgeschichte des Romans sei, dennoch unterscheidet sich der Frauenroman von seinem Gegenstück: „*Auf seinem Inhalt, seiner Form, seiner Lebensauffassung beruht in letzter Linie auch der deutsche Frauenroman*“¹⁰⁹ Selbst wenn die Romane von Frauen eine andere, weibliche Ausprägung von Ästhetik haben und selbst wenn sich *Weiblichkeit* in diesen Texten artikuliert, so ist eine Abwertung, wie sie der Begriff *Frauenroman* impliziert, keinesfalls gerechtfertigt.

Nicht zuletzt aus diesem Grund regte die feministische Literaturwissenschaft neue Interpretationsansätze für von Frauen verfasste Romane an. So wurden unter anderem untersucht, inwiefern sich das herrschende Frauenbild in den Handlungen der Romane widerspiegelt, inwiefern sich Autorinnen an ihrem männlich geprägten Umfeld orientiert haben. Das Ergebnis, zusammengefasst von Barbara Becker-Cantarino:

*Ihre Imaginationen über sich und ihr eigenes Geschlecht waren eine Spiegelung von projizierten Ergänzungsbestimmungen zur männlich strukturierten Kultur und deren Menschenbild.*¹¹⁰

Demnach also ist die Kategorisierung *Frauenroman* zulässig und legitim, allerdings wurden in der Literaturgeschichte die Schreibversuche und die literarischen Produkte von Frauen als unästhetisch ausgegrenzt, die Briefromane als vorästhetisch abgetan. Die Konsequenz zeigt sich an der fast verschwindend geringen Anzahl der von Frauen verfassten Werke, die in den Literaturkanon aufgenommen wurden. Diese fortwährende Abwertung und Ausgrenzung in der Literaturgeschichte hat zur pejorativen Konnotation des Begriffs *Frauenroman* geführt. Mit dazu beigetragen haben auch negative Qualifizierungen der jeweiligen Texte, wie unter anderem die Analyse von Franz Deibel zum Werk von Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel

¹⁰⁹ Touaillon, Christine : *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*. Wien, Leipzig: Wilhelm Braumüller Universitätsbuchhandlung 1919. S. 3

¹¹⁰ Becker-Cantarino, 2000. S.78

zeigt. Er hat 1905 übrigens die einzige umfangreichere Untersuchung zu Dorotheas Werken angestellt.

*Dorotheas literarische Bemühungen fallen etwa in die Jahre 1799-1807. [...] Gerade ein Roman [Florentin, Anm. d. V.], dessen künstlerische Bedeutung weniger gross, dessen Autor keine selbständige künstlerische Persönlichkeit ist [...]*¹¹¹

Diese vorgenommene Wertung „literarische Bemühungen“ und die Degradierung einer Schriftstellerin als nicht „selbständige künstlerische Persönlichkeit“ haben zweifelsohne den Ruf der Autorin und ihres Werkes nachhaltig beschädigt. Zudem wurde in der Erforschung der Schriftstellerinnen jener Epoche oft nicht die künstlerische Eigenständigkeit der Autorin bewertet, sondern zumeist wurde sie als Ehefrau und somit als *Vehikel* des berühmten Mannes – oder wie im Fall von Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel, als die Tochter des berühmten Mannes – Thema der wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Richtet sich der Blick jedoch wieder nüchtern und unbeeindruckt von den überlieferten Vorurteilen auf die Motive, die sich im *Frauenroman* finden lassen, so ist festzustellen, dass sich die Handlungsstränge häufig auf die Themen Liebe, Ehe und Familie konzentrierten. Fragen zu Theologie, Philosophie, Geschichte, sowie zu politischen und gesellschaftlichen Konflikten bezeichnet Barbara Becker-Cantarino als vom *Manne diktierte Leerstellen*, die weitgehend außen vor blieben oder verhüllt behandelt werden mussten. Das große Romanthema Liebe wiederum bezog sein Konfliktpotential aus den familialen und gesellschaftlichen Rangordnungen, verbotene oder glücklose Liebe, Verführung, Scheinehe, Treulosigkeit und der Bruch des Heiratsversprechens, ebenso waren Verlassenheit und todbringende Krankheiten häufige Motivfelder. Während ein erotisches Abenteuer zwar oft in den Romanen angedeutet wurde, so kam es jedoch nie zu einer offenen Darstellung von Sexualität, dies war auch im *Männerroman* tabu.¹¹²

Umso interessanter und auffälliger ist es, dass Dorothea Mendelsohn Veits Roman *Florentin* sich in der Motivwahl sehr nahe an die Grenzen und Tabus heranwagt. Erotik, die zwar nicht zur offen dargestellten Sexualität führt, ist ein zentrales, immer wiederkehrendes Thema. Durch die Wahl eines männlichen Helden geht die Autorin auch vom Prinzip der Abbildung der weiblichen Lebenswelt ab, im *Florentin* wird eine männlich geprägte Lebenswelt geschaf-

¹¹¹ Deibel, 1905, S.8-12

¹¹² Vgl. Becker-Cantarino. 2000, S. 78f

fen. Damit ermöglicht sich Dorothea Mendelsohn Veit mehr Spiel- und Freiraum. Sie kann durch dieses doppelte Kaschieren – der Anonymität in der Autorschaft und dem männlichen Helden des Romans – gefahrloser experimentieren und sich an für Frauen geltende Tabus heranwagen, sie ansprechen und durchspielen. Inge Stephan bezeichnet die Wahl eines männlichen Helden als notwendige Konsequenz, um aus für Frauen geltenden Normen auszubringen:

Die Überschreibung der eigenen Weiblichkeit in die Figur des Florentin ist notwendige Konsequenz einer Situation, in der die Frau – historisch gesehen – von Selbstbestimmung und Progression ausgeschlossen war.¹¹³

5.4 Anmerkungen zu Handlung und Methode

Von ihrem Geliebten Friedrich Schlegel dazu angeregt, begann Dorothea Mendelsohn Veit im Herbst des Jahres 1799, einen Roman zu verfassen. Das Vorhaben dürfte sie schon länger zuvor gefasst haben, wie aus dem Postskriptum *Zuneigung an den Herausgeber*¹¹⁴ zu schließen ist. Sie wählte einen männlichen Romanhelden, der erst *Arthur*, dann *Lorenzo*¹¹⁵ heißen sollte, letztendlich nannte sie ihn *Florentin*. Das Vorbild war vermutlich Dorotheas erster Liebhaber, Eduard d'Alton, ein *Aventurier*, wie ihn Friedrich Schlegel nannte, der im Militärdienst stand, mit den polnischen Truppen gegen Napoleon in Italien stationiert war und am Weg nach Amerika war¹¹⁶. Als Form wählte die Autorin den Reise- und Stationenroman der romantischen Selbstfindung, eine Parodie auf den *männlichen* Bildungsroman, wie Barbara Becker-Cantarino konstatiert.¹¹⁷ Der erste Teil des Romans entstand zügig, am 14. Februar 1800 schrieb Dorothea Mendelsohn Veit an Schleiermacher, dass sie mit einer Fertigstellung „in drei bis vier Wochen“¹¹⁸ rechnet. Am 15. Mai 1800 erklärte sie, ebenso in einem Brief an Schleiermacher, dass Teil Eins abgeschlossen sei. Nach dem gescheiterten Versuch, den Roman im Verlagshaus Unger herauszubringen, erschien er schließlich bei dem Lübecker und Leipziger Verleger Bohn noch vor Ende des Jahres 1800 unter dem Titel *Florentin. Ein Roman herausgegeben von Friedrich Schlegel*.

¹¹³ Stephan, Inge: Weibliche und männliche Autorschaft. In: Dies., *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Köln, Weimar, Wien. Böhlau 2004 [in der Folge kurz: Stephan. *Inszenierte Weiblichkeit*], S. 242

¹¹⁴ Dorothea Schlegel. Siehe Fußnote 11

¹¹⁵ Friedrich Schlegel an Schleiermacher, Briefe ohne Datum und vom 2. Dezember 1799. Zitiert nach Frank. 1988. S. 133

¹¹⁶ Vgl. Stern, Carola: „Ich möchte mir Flügel wünschen“. *Das Leben der Dorothea Schlegel*. 2006. [in der Folge kurz: Stern. *Flügel*] S. 206

¹¹⁷ Vgl. Becker-Cantarino, 2000. S. 135

¹¹⁸ Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913. S. 37

Florentin erzählt in 18 Kapiteln in fortlaufender Handlung die Wanderungen eines jungen, vermutlich italienischen Adligen, der seit Jahren ziellos durch die Lande zieht. Die Textstruktur kennzeichnet sich durch Einschübe wie Selbstreflexionen, Erinnerungen aus der Jugend des Florentin, Briefe, Gedichte und Gespräche. Dementsprechend finden Wechsel in der Erzählperspektive statt; der auktoriale Erzähler weicht über weite Strecken dem Ich-Erzähler, sobald der Held über seine Jugenderinnerungen spricht.

Florentin begegnet in einem Wald zufällig dem Grafen Schwarzenberg, der von einem Wildschwein attackiert wird und dem er das Leben rettet. Aus Dankbarkeit lädt ihn der Graf auf sein Schloss ein, wo Florentin die scheinbar ideale Familie kennenlernt, die den Gast in ihrer Mitte freundlich aufnimmt. Der Held verliebt sich in die älteste Tochter des Grafen, Juliane, die jedoch in Kürze ihren Verlobten Eduard heiraten soll. Gemeinsam mit dem Liebespaar unternimmt Florentin einen Ausflug und wird von beiden über sein Leben befragt. Er erzählt ihnen seine mysteriöse, ereignisreiche Lebensgeschichte, die seine abenteuerliche, ziellose Wanderschaft ausgelöst und ihn durch ganz Europa geführt hat. Eine wichtige Rolle in den Schilderungen nehmen einige männliche Freunde Florentins ein. Über die *Partnerin fürs Leben* kann er jedoch trotz reichen Erfahrungsschatzes in Liebesangelegenheiten nicht berichten, da er ihr noch nicht begegnet ist. Auch die kindliche, unselbständige und unreife Juliane, in die sich Florentin verliebt, ist für ihn nicht die ideale Frau.

Florentin stiehlt sich am Morgen der Hochzeit von Juliane und Eduard aus dem Schloss des Grafen Schwarzenberg und setzt seine Reise fort. Auf seinem Weg besucht er die Residenzstadt, wo auch die oft genannte Tante von Juliane, Clementina, in einem Schloss lebt und dort als Wohltäterin bekannt ist. Als er Clementina bei einem Konzert im Dom zum ersten Mal sieht, werden in ihm Kindheitserinnerungen geweckt. Sie jedoch wird bei seinem Anblick ohnmächtig. In der Residenzstadt trifft Florentin auf mehrere Personen wie den Arzt, der ihm über Tante Clementina und ihre Wohltätigkeit erzählt, und auf Betty, ein Mädchen, das bei Clementina lebt und den ruppigen Offizier Walter heiraten wird. Ein Duell mit Walter endet unblutig, doch als er von der Ankunft des frischverheirateten Paares Juliane und Eduard erfährt, verschwindet Florentin plötzlich; der Schluss des Romans bleibt offen.

In der folgenden näheren Betrachtung des Romans soll angesichts einer Auswahl von Motiven, die alle im weitesten Sinne das Thema Liebe umkreisen, dargestellt werden, dass die

Autorin das entrückte Terrain einer imaginierten Wirklichkeit heranzog, um gesellschaftliche, patriarchalisch geprägte Werte in Zweifel zu ziehen. Hierfür bediente sie sich verschiedener Gegentheorien und Antithesen, um bestehende gesellschaftliche Dogmen zu prüfen oder zu demontieren. Dorothea Mendelsohn Veit verfremdete dafür das Konzept Liebe als Passion und beleuchtet Liebe in unterschiedlichen Situationen und Erscheinungsformen in ihrer ganzen Komplexität, mit den Aspekten der Freundschaft, Ehe, Sexualität und Geschlechterbeziehungen.¹¹⁹ Exekutiert wird dies jedoch nicht von einer weiblichen Heldin, wie es bei den meisten Autorinnen jener Epoche üblich war, sondern von einem Mann, ihrem männlichen Protagonisten. Schon die Wahl eines männlichen Helden steht für eine gewisse Ironie der Autorin, jedoch auch für eine Machtlosigkeit, deren sie sich offenbar bewusst war. Lediglich ein Mann konnte männlich geprägte Lebensrealitäten verändern, könnte hier impliziert werden. Inge Stephan deutet die Wahl eines männlichen Helden so, dass Dorothea Mendelsohn Veit eine Biographie entwirft, in der ihre unerfüllten Wünsche als Frau nach Überschreitung festgelegter Rollenmuster umgesetzt werden. Ihr realer Handlungsspielraum wird durch den Text und durch die fiktive Eroberung des Gegengeschlechts im Medium des männlichen Helden erweitert.¹²⁰

Die gefühlte Notwendigkeit einer Änderung in gesellschaftlichen Normen zeigt sich im Text an der konsequenten Beschäftigung mit einer Neuordnung von partnerschaftlichen Modellen und aufgezeigten Gegenentwürfen. Hierbei bediente sich die Autorin auch an zu jener Zeit *undenkbaren* Entwürfen. Denn sie skizziert unterschiedliche Formen und Ausprägungen der Ehe, entwirft das Konkubinat als lebbare Form der Partnerschaft und – was zweifelsohne als hervorstechendste Missachtung moralischer Werte aufgefasst werden konnte – sie denkt auch die Möglichkeit homophiler Partnerschaften an. Wie sehr die von ihr aufgezeigten, wenn auch nicht unbedingt gutgeheißenen Gegenmodelle gegen herrschende moralische und teilweise sogar gesetzliche Reglements verstießen, wird in der folgenden Untersuchung erläutert.

¹¹⁹ Vgl. Becker-Cantarino, Barbara: Dorothea Veit-Schlegel als Schriftstellerin und die Berliner Romantik. In: Arnim und die Berliner Romantik: Kunst, Literatur und Politik: Berliner Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft. Hrsg. von Walter Pape. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2001. S. 127

¹²⁰ Vgl. Stephan. Inszenierte Weiblichkeit, S. 237

6 These und Antithese zur Ehe

Brendel Mendelsohn war 19 Jahre alt, als sie ihr Vater Moses Mendelsohn mit dem Bankier und Kaufmann Simon Veit verheiraten ließ. Sie hat vier Söhne geboren, doch nur zwei von ihnen überlebten. Die Ehe verlief aus Sicht der Frau unglücklich, Veit war ihr vom Bildungsniveau und Interesse her unterlegen, zudem kümmerte er sich mehr um seine Geschäfte, als um die Familie. Brendel Mendelsohn Veit, die im literarischen Salon von Henriette Herz die intellektuelle Herausforderung suchte und fand, verliebte sich dort auch in Friedrich Schlegel. Die Ehe mit Simon Veit wurde am 11. Jänner 1799 nach 17 Jahren geschieden.

Aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen kannte Dorothea Mendelsohn Veit die negativen Auswirkungen, die das hochstilisierte Gesellschaftsmodell *Ehe* mit sich bringen konnte: Den Zwang, sich dem Mann in jeder Hinsicht unterwerfen und Individualität und Eigenständigkeit aufgeben zu müssen. Die gesellschaftliche Rolle, die der Ehe im ausklingenden 18. Jahrhundert im Bürgertum zuteil wurde, hat Fichte in seiner *Deduction der Ehe* mit folgenden Worten beschrieben: Die Ehe ist „*nicht bloss eine juridische Gesellschaft, wie etwa der Staat; sie ist eine natürliche und moralische Gesellschaft.*“¹²¹

Im Roman finden sich zahlreiche Ehen, eheähnliche und voreheliche Konstellationen. Die (überzeichnete?) Idealvorstellung der Ehe wird schon am Beginn des Textes beschrieben: Es ist die offenbar perfekte Partnerschaft des Grafenpaares Schwarzenberg, das eine glückliche Ehe führt und vier Kinder hat. Situier ist diese *perfekte Ehe* an einem *locus amoenus*; die Familie lebt in einem Schloss, umgeben von einem gepflegten Park, finanzielle oder soziale Sorgen sind der Grafenfamilie fremd. Überraschend ist hierbei, dass die Autorin die Gräfin Eleonore, die Ehefrau weit ausführlicher beschreibt, als die des Grafen. Während der Leser über Graf Schwarzenberg so gut wie nichts – nicht einmal seinen Vornamen – erfährt, wird Eleonore als *sehr schöne Frau*, nahezu als göttliche Erscheinung beschrieben,

über die der Ausdruck der Milde, der innern fröhlichen Ruhe, der mütterlichen Liebe und des Segens verbreitet war, als sähe er [Florentin] ein Bild der wohltätigen Ceres.
(S. 21)

Ceres ist die römische Göttin des Ackerbaus und aller der Ernährung dienenden Pflanzen, zugleich auch Ehe- und Totengöttin¹²², folglich vereint auch Eleonore mehrere Eigenschaften in einer Person: Sie ist Mutter, gebildet, eine moderne Frau, die Partnerschaft und Individua-

¹²¹ Fichte, 1845. Siehe Fußnote 34

¹²² Herder Lexikon: Griechische und römische Mythologie Götter, Helden, Ereignisse, Schauplätze. Freiburg, Basel, Wien: Herder²1996. S. 46

lität zugleich verkörpert: „*Sie hat große Reisen gemacht und viele der vorzüglichsten Kunstwerke selbst zu sehen Gelegenheit gehabt*¹²³“, heißt es über sie. Zudem versteht es Eleonore, sich literarisch auszudrücken. Sie ist eine eifrige Briefschreiberin; beispielhaft ist ein Brief, den sie an ihre Freundin Clementina schreibt, auch eigenständiges Element des Romans.

6.1 Exkurs: Weibliche Briefkultur

An dieser Stelle müssen einige Bemerkungen zur *Briefkultur* fallen: Im 18. Jahrhundert erlangte die Bedeutung des Briefes eine neue Dimension, die seine bisherige praktisch-notwendige Funktion aufwertete. Bislang diente der Brief vorwiegend der Distanzüberwindenden Kommunikation, dem Dialog; ebenso war er Mittel der Selbstdarstellung und Spiegel der eigenen Seele. Zunächst haben vor allem Männer von dieser Kommunikationsform Gebrauch gemacht und sie für die berufliche Korrespondenz genützt. Im 18. Jahrhundert entdeckten die Frauen den Privatbrief als Ausdrucksmittel für ihr weibliches Leben und Erleben. Die Form entsprach weder den normativen Rhetoriken der barocken Briefsteller, noch wurde der Brief als fiktives Kunstprodukt angesehen. Vielmehr war es der alltägliche Brief, der sich durch Spontaneität auszeichnete und es den Frauen ermöglichte, ihre Lebenssphäre zu reflektieren, unmittelbare, eigene Gedanken und Gefühle wiederzugeben. Der Stellenwert des Briefes im 18. Jahrhundert wird erst dann begreifbar, wenn man sich der Lebensumstände gewahr wird: Die Beförderung der Briefe war teuer. Barbara Becker-Cantarino stellt in ihrer Untersuchung zur weiblichen Briefkultur die Portokosten in Relation zu alltäglichen Lebenserhaltungskosten:

*Noch im späten 18. Jahrhundert kostet die Briefbeförderung von Magdeburg nach Berlin 2 ½ Groschen (soviel wie etwa 3 kg Brot oder 1 Pfund Fleisch) und dauerte in der Regel zwei Tage (ein Brief von Rom nach Königsberg dauerte 2 ½ Monate)*¹²⁴

So erklärt sich ein Aspekt, warum meist nur Frauen ab der finanziell bessergestellten Gesellschaftsstufe des Bildungsbürgertums das Briefeschreiben für sich entdeckten. Der zweite Aspekt ist, dass den Frauen der Unterschicht abgesehen vom Geld auch die notwendige Bil-

¹²³ Schlegel, Dorothea: *Florentin*. Ein Roman. Hrsg. von Wolfgang Nehring. Reclam. Stuttgart, 1993. [in der Folge kurz: *Florentin*], S. 31

¹²⁴ Becker-Cantarino, Barbara: *Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: *Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler ²1999. S. 131

dung fehlte, sie konnten also oft gar nicht schreiben und hatten wohl auch kaum die Zeit, sich dem Verfassen von schöngeistigen Briefen zu widmen. Eine Ausnahme sei an dieser Stelle jedoch erwähnt: Die aus dem ländlichen Schlesien stammende Schneiderin Anna Louisa Karsch, auch Karschin genannt, eine der ersten literarisch aktiven Frauen des 18. Jahrhunderts, war durchaus eine eifrige Briefschreiberin.

Ein Zitat aus Virginia Woolfs Essay *Dorothy Osborne's 'Letters'* aus dem Jahr 1928 illustriert, warum Frauen den Brief wählten, um – quasi durch die Hintertür – in die Welt der Schriftstellerei zu gelangen:

*Had she been born in 1827, Dorothy Osborne would have written novels; had she been born in 1527, she would never have written at all. But she was born in 1627, and at that date though writing books was ridiculous for a woman there was nothing unseemly in writing a letter.*¹²⁵

Das Schreiben von Briefen wurde den Frauen also als Möglichkeit eingeräumt, sich schriftlich mitzuteilen. Damit war dies auch einer der ersten Schritte in Richtung literarische Produktion. Darum waren die Briefe, wie Barbara Becker-Cantarino feststellt, die Schule der schreibenden Frauen, sie dienten ihnen für ihre ersten selbständigen Schreibversuche, ehe sie in anderen literarischen Gattungen hervortreten konnten.¹²⁶

Wesentliche Merkmale der *Frauenbriefe* waren die Spontaneität, frei von antiker Rhetorik und Stilistik, also Konventionen, denen beispielsweise Briefsteller des 17. Jahrhunderts unterworfen waren. Dies lag allerdings auch daran, dass die Frauen wegen der ihnen aufgezungenen Bildungsferne darin nicht geschult waren. Ein weiteres Merkmal ist oft auch der Plauderton, da über tatsächlich stattgefundene Begebenheit in kolloquialer Form berichtet wurde. Dies bringt aber auch eine Authentizität mit sich, eine Natürlichkeit ohne geschraubte Satzgebildet und ohne rhetorische Floskeln. Zudem richteten sich die Briefschreiberinnen nur selten an den eigentlichen Empfänger, denn insbesondere in den empfindsamen Zirkeln des 18. Jahrhunderts wurden die Briefe oft weitergereicht, *besonders schöne* Passagen wurden im Privat- und Familienkreis vorgetragen. So hat der Frauenbrief schleichend die Literatur des 18. Jahrhunderts unterwandert, denn die Kunstrichter und Kritiker verstanden den Brief nicht als eigenständige literarische Gattung, was sicher maßgeblich dazu beitrug, dass Frauen sich weiterhin auf diesem Feld unbehelligt betätigen konnten. Der Brief etablierte sich nahezu un-

¹²⁵ Woolf, Virginia: *Dorothy Osborne's "Letters"*, In: Dies.: *The Common Reader, Second Series*. London: The Hogarth Press ³1945, S. 60

¹²⁶ Vgl. Becker-Cantarino, 2000. S. 150

bemerkt im Literaturbetrieb, indem er sich mit der Prosa verwebt und neue Prosaformen hervorbrachte, wie beispielweise der Reisebericht oder der Briefroman.

Die Romanfigur Eleonore also wird Briefschreiberin, als eine der literarischen Produktion befähigte Frau charakterisiert. Wie zielgerichtet, wie *stark* sie ist, zeigt sich auch in der Position, die sie in der Partnerschaft mit dem Grafen Schwarzenberg innehat. In der Ehe ist sie *gleichberechtigte Partnerin*, wie ein Gespräch zwischen dem Grafenpaar und Florentin zeigt. Der Graf versucht zwar zunächst auf die bestehende, klare Rollenverteilung zu verweisen, muss aber nach leisem Protest der Gräfin einräumen, dass die Rollen in der Familie Schwarzenberg nicht den traditionellen Vorstellungen entsprechen:

Eigentlich leben wir wie unsre deutschen Väter: den Mann beschäftigt der Krieg, und in Friedenszeiten die Jagd, der Frau gehört das Haus und die innere Ökonomie.“ – „Glauben Sie nur“ sagte Eleonore, „der Mann, der jetzt eben so kriegerisch und wild spricht, muss manche häusliche Sorge übernehmen.“ – „Es geziemt dem Manne allerdings“, erwiderte der Graf, „der Gehülfe einer Frau zu sein, die im Felde die Gefährtin ihres Mannes zu sein wagt. (S. 22)

Die *Gefährtin im Felde* war Eleonore über viele Jahre hinweg, denn sie hat ihren Mann auf seinen diplomatischen Reisen und in Kriegsgebiete begleitet, während die vier Kinder, insbesondere die älteste Tochter Juliane von Tante Camilla aufgezogen wurden. Die *Liebe* steht demnach über den eigentlichen Pflichten, die einer Frau zugedacht waren, nämlich sich um Haushalt und Kinder zu kümmern. Eleonore plädiert für die bedingungslose Liebe und gegen die Vernunft in jeder Hinsicht, wie der Brief an ihre Freundin und Schwägerin Clementina belegt. Offenbar hat sich Clementina gegen die frühe Vermählung der ältesten Tochter Juliane ausgesprochen, was ein Einfordern nach weiblicher Eigenständigkeit implizieren und ein Argument gegen rasche Absicherung im Rahmen der Ehe darstellen würde. Eleonore aber verweist darauf, dass es sich keineswegs um eine Vernunftehe nach konventionellen Vorstellungen handelt:

Du würdest, wenn Du sie so vor Dir sähest, leuchtend und glühend im vollen Ausdrucks ihres Glücks, Du würdest nicht länger unzufrieden sein, dass ihr Vater eilt, sie mit dem Geliebten zu vereinigen, dass sie trotz aller Deiner Gründe so früh vermählt wird. – Juliane ist beinahe noch ein Kind, sagst Du, vieles unentwickelt und tief verborgen in ihr, das nicht geahndet wird, am wenigsten von ihr selbst [...] Nicht weniger aber ist es wahr, dass Juliane vielleicht ihre Bestimmung ganz verfehlen

möchte, wenn sie den ersten vernehmlich ausgesprochenen Wunsch ihres Herzens unterdrücken müsste. (S. 149)

Mit der Partnerschaft von Gräfin Eleonore und Graf Schwarzenberg wird das Idealmodell der Ehe entworfen, das aus zwei unabhängigen Individuen besteht, die einander aus Liebe gegenseitig unterstützen, nicht aber von einander abhängig sind. Das erinnert an das Partnerschaftsmodell von Mary Wollstonecraft, die den Mann als *Gefährten* („fellow“) verstand, sich aber nicht seiner Herrschaft aufgrund des Mann-Frau-Verständnisses unterwarf.

Das krasse Gegenteil zur idealisierten Ehe des Grafenpaars ist die Beziehung von Betty mit dem Rittmeister Walter. Die Autorin skizzierte anhand der beiden Figuren die Gefahren, die auf die Frau zukommen, wenn sie sich aus unüberlegten Motiven zu einem Leben mit einem Mann entschließt. Es ist die Antithese zur glücklichen Ehe, die aus Liebe und ohne Hintergedanken geschlossen wird.

Die junge Frau Betty wird als durchwegs selbständig und klug, jedoch nicht als selbstsicher charakterisiert. So bleibt es dem Leser und auch Florentin ein Rätsel, warum die junge Frau mit dem Rittmeister Walter verlobt ist.

Der Bräutigam! dachte er [Florentin] im Hinuntergehen, und wie es scheint, wenig geliebt und noch weit weniger liebenswürdig. (S. 160)

Walters Wesen wird eindimensional und dennoch facettenreich beschrieben. *Eindimensional* deshalb, weil er als *schlechter Mensch* dargestellt wird, keine seiner Eigenarten erklärt, warum Betty ihn heiraten sollte. Er ist nicht einmal wohlhabend, was zumindest aus monetärer Hinsicht ein Argument für die Eheschließung wäre. Das Gegenteil ist der Fall, denn Betty, das Mündel der reichen Tante Clementina, würde deren Vermögen erben; ein wesentlicher Grund für Walter, Betty zu ehelichen. *Facettenreich* hingegen ist die Schilderung dieser schlechten Wesenszüge: Er ist ein geldgierig, ungebildet, unzivilisiert, ungehobelt, derb, aufbrausend, wie die Szene im Wirtshaus veranschaulicht:

Seine rohen Ansichten traten aber bei dieser Gelegenheit in ein so helles Licht, daß er Florentin je länger, je mehr unerträglich ward. [...] Hier führte er [Walter] sehr laut das Wort. Durch einige zweideutige Späße, lächerliches Gesichterschneiden, und die Dreistigkeit, durch platte Persiflage, andere in beschämende Verlegenheit zu setzen, war er bei den bekannten Tischgenossen in den Ruf eines witzigen Kopfs, und eines angenehmen Gesellschafters geraten. (S. 161)

Walter steigert sein Selbstwertgefühl, indem er andere niedermacht und demütigt – ebenso seine Verlobte Betty. Mehrfach wird beschrieben, wie er sie vor anderen bloßstellt, erniedrigt und kränkt: „*Betty war in der schmerzlichsten Verlegenheit*“¹²⁷ Die Erklärungen, warum sie dennoch den grobschlächtigen Rittmeister heiraten will, zeigen, dass Betty schwach, von gesellschaftlichen Konventionen bestimmt und letztlich selbst schuld an dieser Situation ist:

Es ist ihm [Walter] gelungen sie zu fesseln, oder vielmehr sie in einem Moment der Hingebung sich eigen zu machen. Es ist nicht gewiß, ob sie ihn noch liebt, ja ob sie ihn jemals liebte. Ist es die schöne wachsende Treue eines unverdorbenen Herzens? Ist es Reue, oder Stolz? Genug sie hält sich für unauflöslich gebunden [...](S. 163)

Dass es Walter gelungen ist, Betty zu *fesseln* und sie somit *sich eigen zu machen*, könnte durchaus dafür stehen, dass die beiden sexuellen Kontakt hatten, in diesem Fall wahrscheinlich einvernehmlichen sexuellen Kontakt. Dass eine Vergewaltigung dazu geführt hat, ist anzuzweifeln, denn selbst im ausklingenden 18. Jahrhundert wurden Vergewaltigungen gesetzlich geahndet. Außerdem ist Betty wohlhabend und nicht darauf angewiesen, dass Walter sie finanziell versorgt. Die Autorin kritisiert durch die Schilderung von Bettys Ohnmacht sowohl die gesellschaftlichen Zwänge, als auch die Schwäche der Frauen, die es nicht wagen aus ihrem Unglück auszubrechen. Dorothea Mendelsohn Veit selbst hat spät, aber doch ihrem ehelichen Unglück ein Ende bereitet, obwohl dies mit gesellschaftlichen und auch finanziellen Nachteilen verbunden war. Betty aber stellt die personifizierte Schwäche dar. Trotz aller erfahrenen Demütigungen entschließt sie sich dazu, bei Walter zu bleiben. Sie scheint die Beziehung nicht einmal in Frage zu stellen, denn Betty glaubt, ihren Verlobten *durch Liebe* zu einem besseren Menschen formen zu können, denn „*einer liebenden geliebten Frau sei alles möglich*“¹²⁸ Florentin setzt alles daran, die Eheschließung zu verhindern. Indem er sich ihr gegenüber charmant zeigt, ihren Intellekt fordert und sie ihn tiefsinnige Gespräche verwickelt, versucht er durch seine Vorzüge die Nachteile ihres Verlobten aufzuzeigen, quasi ein positives Spiegelbild des bösen Walters anzufertigen. Zwar genießt Betty die Gesellschaft Florentins, jedoch gelingt es ihr nicht, ihre Beziehung zu Walter kritisch zu hinterfragen und sich der Vorstellung zu distanzieren, Walter heiraten zu müssen. Florentin ist fassungslos ob Bettys Blindheit und der mangelnden Fähigkeit, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Doch Florentin kritisiert nicht nur die

¹²⁷ Florentin, S. 174

¹²⁸ Florentin, S. 164

geplante Eheschließung von Betty und Walter, die Betty ihrerseits durch die Liebe rechtfertigt. Er (die Autorin!) glaubt nicht an die Ewigkeit der Liebe:

Wo ist der Tor, der auf ein sicheres, dauerndes Liebesglück rechnet? (S.179)

Dieses Zitat ist eine beispiellose Kritik an der romantischen Vorstellung von Liebe und Partnerschaft. Denn die romantische Liebe liebt nicht nur einzig sondern auch ewig. Elke Reinhardt-Becker beschreibt die romantische Liebe nicht als Augenblickserlebnis, sie sucht und findet die Ewigkeit. Ein weiterer signifikanter Unterschied zur leidenschaftlichen, wahn- und krankhaften Liebe, die sich im Augenblick erschöpfe, sei, dass die Liebe der Romantiker verstanden wurde als „*ein ruhiges Feuer, ein ewiger Bund, der ein Leben lang währt, ihr Wesen ist die Unendlichkeit der Empfindung, ewige Jugend und ewige Treue.*“¹²⁹ Dorothea Mendelsohn Veit legt ihrem Protagonisten in den Mund, dass ewiges Liebesglück schlichtweg unmöglich ist. Hinzu kommt, dass Florentin nicht nur die Beziehung Bettys zu Walter (die keineswegs auf Liebe gründet, sondern Konsequenz gesellschaftlicher Zwänge ist) kritisiert, sondern auch seine eigene Suche nach Liebe beschreibt und sie mit diesen Worten als erfolg- und sinnlos bewertet. Mit dieser realistischen Ansicht widerspricht die Autorin völlig der vorherrschenden Meinung ihres Umfeldes im Romantikerkreis. Was sie zu dieser Ansicht, dass es keine endlose Liebe gibt, bewegt, bleibt allerdings unklar, denn sie erklärt sich keineswegs durch ihre Scheidung von Simon Veit. Die beiden verband eine Vernunft Ehe. Vielmehr war die Autorin in jener Zeit, als sie den Roman *Florentin* verfasste verliebt, ihrem Geliebten Friedrich Schlegel treu ergeben. Zweifelte sie gar an dieser Liebe? Zumindest werden ihre Realitätsnähe und ein vorsichtiges Hinterfragen der wohl teilweise weltfremden Sichtweise der Romantiker deutlich.

6.2 Die Vernunft Ehe

Vorsichtig positiv stellt sich im Roman zunächst das Modell der Vernunft Ehe dar, denn es wird anhand der Figuren Juliane und Eduard von Usingen beschrieben. Die beiden kennen einander seit Kindheitstagen, denn Eduard ist der Sohn eines verstorbenen Freundes des Grafen Schwarzenberg und bei Julianes Familie aufgewachsen. Juliane und Eduard, der ihr im Stand ebenbürtig, also ebenso adelig ist, verbindet eine Form der reinen, nahezu geschwi-

¹²⁹ Reinhardt-Becker, Elke: Seelenbund oder Partnerschaft? Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit. Frankfurt am Main, New York: Campus, 2005. [in der Folge kurz: Reinhardt-Becker: Seelenbund] S. 111

sterlichen Liebe und es erscheint beinahe logisch, dass die beiden heiraten. Jedoch wird die Vernunft Ehe nicht vorbehaltlos als positiv beschrieben, denn Tante Clementina, die als weise und vorausblickend charakterisiert wird, schien Einwände gegen die bevorstehende Eheschließung angemeldet zu haben. Eleonore aber, die Mutter von Juliane, verteidigt die Entscheidung. Die Gräfin selbst hat, wie dem Brief an Clementina zu entnehmen ist, offenbar nicht aus freien Stücken den Grafen Schwarzenberg geheiratet. Aber sie hatte „Glück“, wie sie einräumt.

Du wirst es nicht vergessen haben, dass auch die Mutter, wie jetzt die Tochter, sich nur spät und langsam erkannte; wie nur ihre frühe glückliche Bestimmung verhinderte, dass nicht das lang verborgne Feuer heftiger Leidenschaftlichkeit verderblich um sich gegriffen. Was anders bewahrte sie vor jeder Gefahr, die ihr aus ihrem Innern drohte, als die Zufriedenheit mit ihrem Lose, die sie an den Pforten der Selbsterkenntnis empfing; das die ruhige Liebe in ihrem Herzen; als der Gatte, die Schwester, die Kinder. Ihr kostbaren Reichtümer! Meinem Glück verdanke ich meine Tugend! (S. 150)

Schon die Tatsache, dass Eleonore (oder die Autorin!) von „Glück“ im Zusammenhang mit einer arrangierten Ehe spricht, zeigt die Problematik der Vernunft Ehen und weist auch auf deren Häufigkeit und die Unzufriedenheit aus Sicht der Frau hin. Eine Unzufriedenheit, die selbst Männer konstatierten und nachvollziehen konnten, wie Joachim Heinrich Campe in seinem Werk *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789) eingesteht. Campe aber sieht dies als naturgegebenes Faktum an, dass sich die Frau dem Mann unterzuordnen habe, weil die Frau eben „*schwach, klein, zart, empfindlich, furchtsam*“ und „*kleingeistig*“ sei:

Es ist also der übereinstimmende Wille der Natur und der menschlichen Gesellschaft, daß der Mann des Weibes Beschützer und Oberhaupt, das Weib hingegen die sich ihm anschmiegende, sich an ihm haltende und stützende treue, dankbare und folgsame Gefährtinn und Gehülffinn seines Lebens sein sollte – er die Eiche, sie der Efeu, der einen Theil seiner Lebenskraft aus den Lebenskräften der Eiche saugt, der mit ihr in die Lüfte wächst, mit ihr den Stürmen trotzt, mit ihr steht und mit ihr fällt – ohne sie ein niedriges Gesträuch, das von jedem Vorübergehenden zertreten wird.¹³⁰

Ein *niedriges Gesträuch*, das *zertreten wird* ist zweifelsohne keine glückverheißende Charakterisierung für eine Frau des 18. Jahrhundert. Was auf den ersten Blick als frauenfeindlich aufgefasst werden kann, entspricht jedoch nicht Campes persönlicher Überzeugung, die er in seinem Buch vertritt. Er gibt die gesellschaftliche Usance des ausklingenden 18. Jahrhunderts

¹³⁰ Campe. *Väterlicher Rath*. S.27f

wieder zu der auch gehörte, dass Frauen nur die Ehe blieb, um ihre eigene Situation zu verbessern.

Die bürgerliche Verfassung hat dir jede Gelegenheit dazu abgeschnitten, hat jeden Standort, auf dem sich etwas Großes und Rühmliches verrichten läßt, fast ohne Ausnahme mit Männern besetzt, und ein demüthigendes Zurück! scheucht dich, sobald du es dennoch wagen wolltest, dich einem solchen Standorte zu nähern, fort und verweist dich wieder in den kleinen Kreis deiner, zwar an sich sehr wichtigen, aber von allen Seiten beschränkten und wenig bemerkbaren häuslichen Wirksamkeit.¹³¹

Campe gesteht ein, dass eine Frau im menschlichen Leben mehr Mut brauche, als ein Mann. Er bemüht sich in seiner Schrift, seine Tochter und die weiblichen Leserinnen nicht allzu sehr vom Ehestand abzuschrecken, auch wenn er für dieses Verhalten ein gewisses Verständnis äußert. Die Menschen aber seien, wie Campe meint, von der Natur berufen und verpflichtet, eine Ehe einzugehen. Außerdem, ergänzt er, habe die Frau keine Wahl; sie würde ins gesellschaftliche Aus gerückt werden, wenn sie sich weigert, zu heiraten:

Und was würde es dir auch helfen, der ehelichen Abhängigkeit entfliehen zu wollen, da du eben dadurch der weit größern, härteren und drückenderen Abhängigkeit, theils von andern Menschen, theils von den Vorurtheilen, Sitten und bürgerlichen Verfassungen, nur noch mehr würdest unterworfen werden?¹³²

Deshalb lautet Campes Plädoyer für die Vernunftehe:

Die Ehe ist ja das einzige, euch noch übrig gelassene Mittel, einen bestimmten Standort, Wirkungskreis, Schutz, Ansehn und einen höhern Grad von Freiheit und Selbständigkeit zu erhalten.¹³³

So zynisch diese Aussage aus heutiger Sicht auch wirken mag, so sehr traf sie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse im ausklingenden 18. Jahrhundert zu. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Vernunftehen generell für gut befunden wurden. Freiherr von Knigge gibt in seinem Standardwerk zu gesellschaftlichen Umgangsformen *Über den Umgang mit Menschen* (1788) zu bedenken, dass Ehen, die nicht aus freien Stücken geschlossen werden, ein Konfliktpotential mit sich bringen, das beide Ehepartner in unangenehme Lebenssituationen bringen kann.

¹³¹ Ebd., S. 35

¹³² Ebd., S. 40f

¹³³ Ebd., S. 41

*Nicht weniger unglücklich ist dies Band, wenn auch nur von einer Seite Unzufriedenheit und Abneigung die Ehe verbittern, wenn nicht freie Wahl, sondern politische, ökonomische Rücksichten, Zwang, Verzweiflung, Not, Dankbarkeit [...]dieselbe geknüpft hat [...]*¹³⁴

Knigge verlangt zumindest gegenseitige Zuneigung, um eine funktionierende Ehe zu führen. Blinder Leidenschaft, die junge Liebende häufig erleben und die zu rascher Eheschließung führt, erteilt er jedoch eine Absage. Während bei Knigges Idealverstellung einer glücklichen Ehe die *Vernunft* im Vordergrund steht, ist es bei den Romantikern die *Liebe*. Im Kreis der Romantiker aber ist – wie Elke Reinhardt-Becker in ihrer Untersuchung zu Liebessemantiken in der Romantik feststellt – die Vorstellung unmöglich, dass *Liebe* den Zweck hat, sich auf die *Ehe* hin zu orientieren, denn dazu ist *die Liebe um der Liebe willen* zum einen gar nicht im Stande, zum anderen kann die *romantische Liebe* nicht auf tradierte ökonomische Grundlagen der Eheschließung zurückgreifen bzw. werden diese ob ihrer Unvereinbarkeit abgelehnt.¹³⁵

Die Vernunftehe, also die Tatsache, dass Eltern den Ehepartner auswählen ist für die Romantiker nicht vorstellbar, denn die Liebe wird als natürliches Recht gesehen, die Ansprüche der Gesellschaft hingegen sind künstlich und nicht berechtigt. Dies wiederum führt zu einer Leb- und Liebbarkeit entweder nur gegen alle gesellschaftlichen Konventionen, oder die Liebenden können diese Liebe ausschließlich abseits der Gesellschaft leben. Diese Forderung nach dem Naturrecht der Liebe ist gleichzeitig eine Forderung nach der freien Partnerwahl, denn die Liebe ist nach romantischen Vorstellungen absichtslos. Ganz frei in seiner Wahl ist aber nur der- oder diejenige, der/die bei der Partnersuche keine Interesse verfolgt, nicht an Macht, Geld oder Nutzen denkt. Auch Florentin lehnt für sich die Vernunftehe ab. Er sucht nach einer Partnerin, die dem Ideal der romantischen, absichtslosen Liebe entspricht:

Nichts als ein lebenswürdiges Weib, die mich liebt, liebt wie ich sie, die an mich glaubt, die ohne alle Absicht, bloß um der Liebe willen, die meinige sei, die meinem Glück und meinen Wünschen kein Vorurteil und keine böse Gewohnheit entgegengesetzt, die mich trägt wie ich bin, und nicht erliegt unter der Last; die mutig mit mir durch das Leben, und, wenn es sein müßte, mit mir in den Tod schreiten könnte.(S. 47)

¹³⁴ Knigge. Umgang: S.124

¹³⁵ Reinhardt-Becker. Seelenbund, S.84ff

7 Erotik und Sexualität als Mittel der Subversion

Erotik und Sexualität vor der Ehe galten im 18. Jahrhundert und auch noch später als Tabu. Dass dies jedoch nicht der gelebten Realität entsprach und womöglich auch nicht entsprechen sollte, verdeutlichte die Autorin anhand der Beziehung von Juliane und Eduard. Obwohl die Verbindung der beiden zunächst als rein und nicht als körperlich beschrieben wird, stellt sich bald heraus, dass Eduard die Eheschließung im Gegensatz zu Juliane kaum noch erwarten kann. Ihn leitet die jugendliche, ungestüme Lust, das Mädchen auch körperlich für sich zu haben:

Die Liebenden erwarteten beide den Tag ihrer Vermählung sorglos und fröhlich, es stellte sich ja nichts ihren Wünschen entgegen; doch mit ganz verschiedenen Empfindungen. Eduard hatte eine peinigende Ungeduld Julianen ganz die seinige zu nennen; er liebte sie mit der ungestümen Heftigkeit des Jünglings; er dachte, er träumte nicht als den Augenblick, sich im ungeteilten ungestörten Besitz der schönen Geliebten zu sehen; seine Phantasie lebte nur in jenem so heiß ersehnten Moment, alles Leben bis dahin würdigte er nur als Annäherung zu jener Zeit, wie der Gefangne, der der bestimmten Befreiung entgegen sieht. Von dieser Ungeduld begriff Juliane nichts. (S. 34)

Der Termin für die Hochzeit der beiden aber muss um einige Wochen aufgeschoben werden – eine Verzögerung, die Eduard nicht leicht verkraftet, denn die Anwesenheit Florentins, eines potentiellen Nebenbuhlers, stachelt den Verlobten weiter an und steigert dessen Lust und Ungeduld. Ein gemeinsamer Ausflug, den Juliane, Eduard und Florentin unternehmen, bietet dem Liebespaar endlich die Möglichkeit, das wohlbehütete Elternhaus zu verlassen. Gleichzeitig aber haben die drei auch gesellschaftliche und moralische Konventionen hinter sich gelassen, denn in der Natur regieren nicht Moral und oktroyierte Vorschriften, sondern Natürlichkeit, wahre Gefühle und wahres Begehren. Unterstützt wird dies durch die Situierung der Szene in einer üppigen, fruchtbaren Landschaft, die vom Frühling durchdrungen ist. Die drei jungen Menschen geben sich lebenshungrig, verlachen den Tod und tanzen ausgelassen *auf dem kurzen Grase*. Diese Passage verdeutlicht die Absage an geltende gesellschaftliche Bestimmungen des Kleinadels und des Bürgertums, denn der Tanz im Gras wird zum idealisierten Gegenentwurf zum Tanz *auf dem getäfelten Fußboden eurer Säle* erhoben. Doch Juliane ist sich nicht bewusst, dass dieser Tanz in der Natur auch einen anderen Habitus und folglich unbekannte Konsequenzen mit sich bringt:

Juliane, erhitzt vom raschen Tanz, lehnte sich an Eduard, ein sanfter Wind, der hoch in den Wipfeln der jungen Birken rauschte, kühlte ihr das glühende Gesicht, und wehte

die Locken zurück, die in der Bewegung durch ihre eigne Schwere sich von der Nadel losgemacht hatten und nun bis tief auf die Hüften herabfielen. (S. 45)

Juliane wird als Venus, als Schaumgeborene beschrieben, die Szene strotzt vor Erotik und Sinnlichkeit. Der „*rasche Tanz*“ steht als Chiffre für den Sexualakt, der Julianes Körper in Bewegung, ihr Gesicht zum *Erglühen* gebracht hat. Ihr Haar, das sonst artig zusammengebunden ist, löst sich durch die Bewegung, wird wild durcheinandergewirbelt, die Locken fallen bis zu den Hüften hinab, umschmeicheln den Körper.

Eine Entfesselung stellt dieses Bild dar, ein Ausbrechen aus tradierten Vorstellungen, eine Antithese zur Zurückhaltung wie sie gesellschaftlich eingefordert wird. Eduard, der sich dessen bewusst ist, fernab der Konventionen zu sein, verliert angesichts dieser Szene, die Üppigkeit und Fruchtbarkeit spiegelt, die *Contenance*; er greift nach dem, was er begehrt, was ihm die Sinne raubt; er gibt sich seiner Lust, die ihn übermannt, völlig hin.

Eduard verlor sich ganz im Anschauen ihrer Schönheit, und die Töne der Gitarre, die dazu gesungenen Worte drangen in sein Innerstes. Er drückte Julianen mit Heftigkeit an seine Brust; die Gegenwart des Freundes vergessend hielt er sich nicht länger, seine Lippen waren fest auf die ihrigen gepreßt, seine Umarmung wurde kühner, er war außer sich. (S. 45)

Juliane hingegen zeigt sich von dieser momentanen Freiheit und der Möglichkeit, Erotik auszuleben, beinahe stumpf und unbeeindruckt. Sie erschreckt geradezu, als sie sich schlagartig der Brisanz dieser Szenerie bewusst wird. Die Annäherung Eduards nimmt sie als Nötigung wahr, als Vorbote einer Vergewaltigung.

Juliane erschrak, wand sich geschickt aus seinen Armen, und stand auf, ihm einen zürnenden Blick zuwerfend. Eduard war betroffen, sie reichte ihm beruhigend die Hand, die er mit Küssen bedeckt. (S.45)

Für den Augenblick beruhigt Eduard seine Lust, Juliane versucht die Situation zu überspielen und wendet sich Florentin zu, der aus seinem Leben erzählt. Eduard wird ignoriert, das Gespräch verläuft über weite Strecken nur zwischen Juliane und Florentin. Er, Florentin, erfährt körperliche Nähe durch Juliane, denn sie umfasst seine Hand, er lehnt seine Stirn auf ihre Hand. Eduard ist nur Zuschauer. Beim anschließenden Picknick, das sich durch ausgelassene Völlerei und Lebenslust auszeichnet – die drei „*lagerten um ein Tuch und verzehrten ihren Vorrat unter fröhlichen Scherzen, Gesängen und Lachen*“ – fließt auch Alkohol; die beiden Männer Florentin und Eduard sind angetrunken, was bei Florentin dazu führt, dass er *noch*

lebhafter und heiterer ist. Eduard hingegen *fühlte seine Lebensgeister leicht durch ihn erhitzt, reizbarer und zugleich schwerer*. Juliane bemerkt die Gefahr der Situation und versucht möglichst die Kontrolle zu bewahren:

Juliane war von ihnen mit Bitten bestürmt, diesmal doch ihren Wein ohne die gewöhnliche Mischung von Wasser zu trinken, sie war aber nicht dazu zu bewegen. Die Ausgelassenheit und der steigende Mutwille der beiden fing an sie zu ängstigen, sie fand jetzt ihr Unternehmen unbesonnen und riesenhaft kühn; die beiden Männer kamen ihr in ihrer Angst ganz fremd vor, sie erschrak davor, so ganz ihnen überlassen zu sein; sie konnte sich einen Augenblick lang gar nicht des Verhältnisses erinnern, in dem sie mit ihnen stand, sie bebte, ward blaß.(S. 48)

Juliane erlebt die Männer nun als Gefahr. Selbst wenn ihr Verhalten, wie zuvor der wilde Tanz oder dann die Annäherung an Florentin als Koketterie aufgefasst werden könnte, so hat sie nie ihre Erlaubnis erteilt, dass sich Eduard oder Florentin ihr körperlich nähern dürften. Hier wird das geradezu pathologisch geprägte Rollenverständnis deutlich, denn die beiden Männer bedienen sich einer Frau, die sich – aufgrund ihrer Weiblichkeit und Inferiorität – dem Manne unterzuordnen habe. Die festgelegten Geschlechtercodizes, die der Frau neben Einschränkung doch auch Schutz garantieren, sind außer Kraft gesetzt, wie Inge Stephan konstatiert.¹³⁶ Erotik, die zunächst möglicherweise noch auf Gegenseitigkeit beruhte, soll der Sexualität und der ungestümen Lust weichen:

Eduard bemerkte ihre Angst. „Was fürchtest du holder Engel! Du bist bei mir, bist mein“ – er umarmte sie mit einigem Ungestüm. – „Lassen Sie mich, Eduard!“ rief sie sich aus seinen Armen windend; „nicht diese Sprache ... Sprechen Sie jetzt gar nicht zu mir, Ihre Worte vergrößern meine Frucht ... Ich bin so erschreckt ... ich weiß nicht warum?“ – Sie verbarg ihr Gesicht in ihre beiden Hände.(S. 48)

Keineswegs kommt es in dieser Situation zu einem vollendeten sexuellen Übergriff, jedoch fühlt sich Juliane missbraucht. Sie verbirgt *ihr Gesicht in ihre beiden Hände*, versteckt sich ob der Scham. Sie steht für die *reine Liebe*, die sich nicht an der Körperlichkeit orientiert. Juliane nähert sich der Liebe kindlich-naiv. Dies zeigt sich im Verhältnis zu Eduard, der sie ihrer Körperlichkeit wegen begehrt, sie hingegen liebt ihn um der Liebe willen und auch deshalb, weil es die Rollencodizes von ihr, der Frau, verlangten:

Mit aller Innigkeit ihres reinen Herzens liebte sie ihn; niemand war ihr jemals liebenswürdiger erschienen; sie gab sich ihm gern, sie war von jeher schon mit der Idee vertraut, und hatte es als ihr Schicksal ansehen gelernt ihm anzugehören. Aber

¹³⁶ Vgl. Stephan. Inszenierte Weiblichkeit. S. 243

den Tag [der Hochzeit] erwartete sie mit großer Ruhe; klopfte auch ihr Herz stärker bei dem Gedanken, so war es mehr eine bängliche Ahndung, die furchtsame Scheu des sittsamen Mädchens, als die Erwartung eines größern Glücks; sie ahndete kein größeres Glück, als daß es immer so bliebe, wie es war, es fehlte ihr so gar nichts. (S. 34)

Dennoch kämpft sie gleichzeitig mit ihrer aufkeimenden Weiblichkeit und Sexualität, was sich durch eine Form der Koketterie auszeichnet. So versteht Juliane es durchaus Florentin zu betören:

Sie war nicht so beschäftigt, daß sie nicht hätte wahrnehmen sollen, welchen Eindruck ihre Schönheit auf Florentin gemacht hatte. [...] Es schmeichelte der Eitelkeit des Mädchens, die seinige auf sich zu ziehen; es interessierte sie kindisch, den stolzen Mann zu beherrschen. Ohne es sich bewußt zu sein, und sich ganz der fröhlichen Stimmung hingebend, zog sie ihn mit einer feinen, ihr natürlichen Koketterie an. (S. 34f)

Juliane spielt in ihrer kindlichen Art mit den beiden Männern, die ihr zugetan sind. Doch will *sie* die Regeln festschreiben, wie weit Eduard und Florentin gehen dürfen. Sie versucht das Zepter in die Hand zu nehmen und ihre romantische Konzeption von Liebe durchzusetzen, die an die mittelalterliche Form der Minne erinnert mit all ihrer körperlichen Distanz. Sie schart die Männer zwar um sich, wünscht aber dennoch, dass ihr die beiden nicht zu nahe kommen.

Der gemeinsame Ausflug mit Eduard und Florentin bietet Juliane erstmals die Möglichkeit ihre Persönlichkeit und ihre Lebensauffassung fernab von Familie und Benimmregeln auf den Prüfstand zu stellen und dabei gleichzeitig ihre Geschlechtsidentität zu finden. Für Mario Erdheim stellt Julianes Teilnahme an der Wanderung einen Ausbruchsversuch aus den Geschlechterrollen dar¹³⁷. Laut Erdheim klingt hierbei das alte Thema der Bindung der Frau an Haus und Herd an. Juliane möchte es den Männern gleichtun und sich ebenso wie Florentin und Eduard vom Haus ihrer Herkunft entfernen dürfen. Ihre Eltern goutieren dies nicht, lediglich Zugeständnisse, Versprechungen und Beteuerungen gegenüber den übervorsichtigen Eltern ermöglichen es Juliane schließlich, sich den Männern anzuschließen. Dafür aber muss sie ihre Weiblichkeit ablegen und in Männerkleider schlüpfen, sich also als Mann verkleiden. Hier wiederholt sich der Akt des Verkleidens, der schon bei der Wahl eines männlichen Pro-

¹³⁷ Vgl. Erdheim, Mario: Widersprüche geschlechtlicher Identität in Dorothea Schlegels „Florentin“. In: Widersprüche Geschlechtlicher Identität. Bibliographie: Literaturpsychologie 1992-1996. Hrsg. von Johannes Cremerius u.a. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998 [= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche; Bd. 17]. [in der Folge kurz: Erdheim: Florentin] S. 194

tagonisten passierte: Festgeschriebene, patriarchalische Verhaltensmuster können demnach nur von einem Mann durchbrochen werden.

Sie waren alle drei als Jäger gekleidet. Eduard und Florentin trugen Büchsen, Juliane hatte nur ein Jagdmesser in der Tasche [...] Da Juliane gut zu Pferde saß, und oft in Männertracht ausritt, so war sie ihrer nicht ungewohnt, sie ging so leicht und ungezwungen daher, als hätte sie nie eine andere Kleidung getragen, und auch so als Knabe sah sie wunderschön aus; auch die beiden Freunde nahmen sich gut aus, als ältere Brüder des lieblichen Kindes. (S. 44)

Hier ist die Sexualität noch gebannt, die drei verstehen sich als gleich, als drei Geschwister. Doch auch die Maskerade bewahrt Juliane nicht vor dem bereits geschilderten Übergriff, der sie erschüttert. Demnach ermöglicht es ihr auch nicht die männliche Verkleidung, die Geschlechterrolle abzustreifen. Sie ist eine Frau – mit allen Nachteilen. Das muss sich Juliane spätestens in der Mühle selbst eingestehen, in der die Wanderer wegen eines aufkommenden Gewitters Schutz suchen. Dort muss die als Mann verkleidete Juliane der Müllerin ihr wahres Geschlecht offenbaren.

Sie waren vom Müller und von seiner Frau nicht gekannt, wurden aber gastfrei aufgenommen. Eduards erste Sorge war, trockne Wäsche und Kleider für Julianen zu verschaffen. Eine neue Verlegenheit entstand. Sie mußten Julianens Geschlecht der Müllerin entdecken, diese war erstaunt und getraute sich nicht, ihnen zu glauben. Nach vielen Bitten und Beteuerungen ließ sie sich endlich bewegen, Wäsche und Kleidung für Julianen herzugeben, und ihr bei der Umkleidung hilfreich zu sein, denn die Arme war so erschöpft, daß sie kaum noch zu stehen vermochte. (S. 108)

Auffallend ist hierbei, dass wieder ein Mann die Geschlechterrollen festschreibt, indem er der Maskerade ein Ende bereitet. Immerhin ist es Eduard, der entscheidet, dass die Müllerin nun darüber in Kenntnis gesetzt werden müsste, dass Juliane ein Mädchen und kein Mann ist. Schließlich wird der Müllerin noch verraten, dass es sich bei dem Mädchen um Juliane, die Tochter des Grafen Schwarzenberg handelt. In diesem Fall ist es Juliane selbst, die nach einer Aufklärung verlangt, denn für sie ist es beschämend, dass die Müllerin *Argwohn* und *Zweifel* wegen Julianes Herkunft hegt. Damit zieht sich Juliane auf den festen Stand ihres Ursprungs zurück und gleichzeitig ist damit auch die Überschreitung der Grenzen ihrer Geschlechtsidentität zu Ende. Florentin und Eduard

[...] fanden aufs neue Gelegenheit über ihre Schönheit zu erstaunen. Die Blässe und die Mattigkeit in Blick und Stimme verlieh ihr neue Reize, und kontrastierte auf eine interessante Weise mit der Kleidung, die die Müllerin ihr geliehen hatte, die tüchtig

und für das Bedürfnis gemacht, ihren zarten Glieder nirgends anpassen wollte. Florentin wollte sie durchaus in dieser Umgebung zeichnen, damit sie sich künftig in ihrem höchsten Glanze der Nichtigkeit aller menschlichen Pracht erinnern möge. „Denn“, setzte er hinzu „wahrscheinlich wird diese Begebenheit doch die anstrengendste und abenteuerlichste sein, die Sie in Ihrem ganzen künftigen Leben erfahren werden. (S. 111)

Mit einem Schlag sind die alten, tradierten Verhältnisse wieder hergestellt, Juliane ist wieder das junge, schöne Mädchen aus adeligem Hause und – wie Mario Erdheim feststellt – somit wieder das unerreichbare Objekt der Begierde¹³⁸.

7.1 Promiskuität und Untreue

Auch die männlichen Figuren im Roman erleben eine Unsicherheit in ihrer Geschlechtsidentität. Bei Florentin zeigt sich dies schon in seinem Namen: Er trägt lediglich einen Vornamen, was ihm einen weiblichen Zug verleiht, wie Dagmar von Hoff konstatiert.¹³⁹ Der Nachname transportierte die Abstammung, wies auf die Herkunft hin. Ebenso gab der Name Aufschluss über den Stand des Namensträgers. Florentin aber sucht nach eben dieser Herkunft und ist demnach kein *Stammhalter*, wie es das patriarchalische System vorsieht. Diese Unsicherheit und Suche drückt sich gemäß Von Hoff in der *analytische Geheimnisstruktur* im *Florentin* aus; die normale Zeitfolge, die für gewöhnlich einen Erzählprozess auszeichnet, wird in diesem Roman auf den Kopf gestellt und es beginnt eine Reise in frühere Ereignisse. Florentin, der reisenden und umherwandernde Held, sucht nach seiner Identität, worauf die Vor- und Zurückgriffe hinweisen, aber auch das Wechselspiel zwischen Innen- und Außensicht. Identitätsstiftend soll auch die Suche nach dem Geschlechtskomplement sein. Dies ist auch das beherrschende Thema des ersten Abschnitts des Romans: Florentin versucht seine Männlichkeit zu bestätigen. Männlichkeit drückt sich im Roman in der Eroberung zahlreicher Frauen aus, denn Florentin ist sexuell sehr erfahren. So erfahren Juliane, Eduard und die Leser bei Florentins Schilderung seines Lebens, dass er einige Zeit in Venedig verbracht hat, wo er das Leben eines Libertins geführt hat.

¹³⁸ Ebd., S. 195

¹³⁹ Vgl. Hoff, Dagmar von: Irrungen und Wirrungen. Konversion und Geschlecht in Schlegels „Florentin“. In: Widersprüche Geschlechtlicher Identität. Bibliographie: Literaturpsychologie 1992-1996. Hrsg. von Johannes Cremerius u.a. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998 [= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche; Bd. 17]. S. 184

In kurzer Zeit war ich nun in Venedig der Polarstern des guten Tons, die Seele aller Intrigen, der Freund aller lustigen Köpfe, der Anführer aller tollen Streiche, der Tyrann aller zärtlichen, und der Ehrgeiz aller koketten Frauen geworden. (S. 80)

Das erotische Nahverhältnis zu Frauen wird deutlich, als er versucht bei einer *Freundin* unterzutauchen, da er wegen eines Mordes, dessen Zeuge und Mitwisser er war, gesucht wird. Zudem lässt sich erschließen, dass er auch von anderen, verheirateten venezianischen Frauen umschwärmt wurde:

Ich mußte fort, das sahe ich ein. Meine Papiere waren allein schon hinreichend mir den Prozess zu machen. Außer einigen launenhaften, possenmäßigen Sachen, die ich zu meiner Lust aufgesetzt, in denen ich das würdige Venedig nicht geschont hatte, waren auch einige Briefe und Billets vorhanden von Frauen, welche die Richter etwas nahe angingen und die ich unvorsichtigerweise nicht vernichtet hatte. (S. 86)

Florentin schöpft seine Männlichkeit aus der *Promiskuität*, dem außerehelichen, fleischlichen Vergnügen mit einer Vielzahl von Partnerinnen, und einer völligen Absenz von Treue. Dafür lässt er keine Gelegenheit ungenutzt, selbst wenn er die Frauen damit in ärgste Bedrängnis bringt, wie etwa die Szene in der Mühle verdeutlicht. Florentin hat versucht, die Müllerin zu küssen, die sich zwar gewehrt hatte, doch der Müller, ihr Mann, macht ihr wegen dieser Begebenheit Vorwürfe, selbst wenn er sie scherzend äußert:

„Sieh doch nur seine grüne Jacke an, der linke Ärmel ist ja ganz weiß! Wo sollte er denn das wohl her haben?“ – „Weiß? der linke Ärmel? Wie soll ich's denn wissen? In der Mühle macht man sich so leichtlich weiß.“ – „Ja besonders, wenn die Müllerin so leicht rot wird!“ – „Es muß auch alles zusammentreffen, um dich argwöhnisch zu machen.“ – „Behüte, lieber Schatz“, sagte der Müller laut lachend, und küßte sie, „ich bin nicht im geringsten argwöhnisch, wenn ich deutlich alles sehe und höre, wo man mich nicht vermutet.“ – „Nun, wenn du alles gesehen hast, so wirst du auch wohl gesehen haben“ – „Daß du dich wacker gesträubt hast, als er einen Kuß von dir verlangt. Ja mein Kind, siehst du, daher ist er weiß am Ärmel!“ (S. 113)

Florentin macht sich auch an Betty, den Zögling von Gräfin Clementina, heran und bringt auch diese in schlimme Bedrängnis, da Betty vor ihrer Vermählung mit dem ungehobelten Rittmeister von Walter steht. Betty hat Florentins Interesse insofern geweckt, als sie seinem Charme nicht unverzüglich verfallen ist, wie etwa Juliane. Nach außen hin macht sie sich sogar lustig über die Begeisterung, die Florentin am Schloss der Familie Schwarzenberg zuteil wird, wie einem Brief Julianes an Clementina zu entnehmen ist. Juliane beschwert sich darin, dass Betty der Tante falsche Informationen über das Leben im Schloss mit Florentin weitergeben habe:

Aber die Arge, was hat sie Ihnen für loses Zeug erzählt! Was meinte sie mit ihren Eroberungen? Und dem sonderbaren Fremden, der den Meister über uns macht, dem wir alle auf so eine lächerliche Weise ergeben sind, weil wir uns einbilden ihm Dankbarkeit schuldig zu sein! [...] Warum gesteht Ihnen Betty dann nicht, daß der Fremde sich recht geschäftig um sie gezeigt, und daß sie seine Aufmerksamkeiten recht wohlgefällig und artig annahm? (S. 38f)

Betty habe sich bei ihrem Besuch am Schloss mit einer derartigen „Festigkeit“ von Florentin losgerissen, dass Juliane dies für ein Opfer hielt, das Betty für ihren Bräutigam Walter brachte. Juliane unterstellt Betty, dass Betty sich sehr wohl von Florentin angezogen gefühlt habe, sich aber dann doch betont entschlossen von ihm getrennt habe, obwohl sie es gar nicht wollte. Als Florentin, der sich am Tag der Hochzeit Julianes und Eduards davonstiehlt und die Familie Schwarzenberg verlässt, im Schloss von Tante Clementina erscheint, begegnet er dort abermals Betty. Florentin ist außer sich vor Freude, sie aber weist den ungestümen Florentin in die Schranken, zeigt ihm die kalte Schulter:

Jetzt freute er sich, das muntere zierliche Mädchen unverhofft erscheinen zu sehen. Er lief auf sie zu. – „Nicht so ausgelassen!“ rief sie mit komischer Gravität, „begrüßen Sie fein ehrerbietig in mir die Gräfin Clementina. (S. 158)

Sie weist ihn einigermaßen schroff zurück, davon aber lässt sich Florentin nicht abschrecken, im Gegenteil wirkt er aufgestachelt. Den Brief, den er ihr von Gräfin Eleonore übermitteln muss, will er nur aushändigen, wenn sie ihn küsst. Eine für die verlobte Betty durchaus gefährliche Situation, wie sich herausstellt:

Er zog den Brief hervor, wollte ihn aber nicht ohne einen Kuß von Betty herausgeben. Mit einer schalkhaft verdrißlichen Miene, als ob sie ihn nur recht bald los zu werden wünschte, hielt sie ihm die Wange hin. In demselben Moment ging die Tür auf, und ein junger Offizier trat herein. Betty fuhr zusammen und veränderte die Farbe.(S. 159)

Florentin, der sich nicht zurückweisen lässt, stellt Betty weiter nach. Zwar wird das distanzierte Verhältnis entspannter, dennoch lässt Betty Florentin nicht gewähren. Er fertigt von ihr eine Zeichnung an, die der rasend eifersüchtige Walter zu Gesicht bekommt, woraufhin Walter seinen Nebenbuhler Florentin zum Duell fordert. Der Zweikampf endet unblutig.

Die Autorin spielt mit dem Libertin Florentin die Idee der Promiskuität durch, ein Motiv, das sich in der romantischen Literatur zwar findet – besonders deutlich im Werk *Lucinde* von Friedrich Schlegel – jedoch ist es ungewöhnlich, dass sich eine Frau dieses Themas annimmt.

Anhand Florentins aktivem Sexualleben wird gleich mit mehreren Tabus gebrochen: Eine Frau spricht – mehr oder weniger verklausuliert – über Sexualität, die vor- oder außerehelich ausgelebt wird, zudem mit einer Vielzahl von Partnerinnen. Damit wird einer der wichtigsten gesellschaftlichen Werte gebrochen: Das Prinzip der *Treue*. Auch Knigge warnt davor, mehreren Frauen gleichzeitig den Hof zu machen:

*Huldige nicht mehrern Frauenzimmern zu gleicher Zeit, an demselben Orte, auf einerlei Weise, wenn es dir darum zu tun ist, Zuneigung oder Vorzug von einer einzelnen zu erlangen. Sie verzeihen uns kleine Untreuen, ja man kann dadurch bei ihnen zuweilen gewinnen; aber in dem Augenblicke, da man ihnen etwas von Empfindungen vorschwätzt, muß man fühlen, was man sagt, und es nur für sie fühlen. Sobald sie merken, daß du dein zärtliches Gewäsche jeder auskramst, ist alles vorbei. Sie mögen, was sie uns sind, uns gern ungeteilt allein bleiben.*¹⁴⁰

Als moralisch noch verwerflicher aber wurde es angesehen, wenn Frauen die Initiative ergriffen und ihrem Mann gegenüber untreu waren.

*Nichts erschüttert so heftig das Glück unter Gatten und Gattinnen als die Verletzung ehelicher Treue. Der Moralität nach und unsern religiösen und politischen Grundsätzen gemäß ist die Übertretung der ehelichen Pflichten von einer Seite so unedel als von der andern. In Rücksicht auf die Folgen hingegen ist freilich die Unkeuschheit einer Frau weit strafbarer als die eines Mannes. Jene zerreißt die Familienbände, vererbt auf Bastarde die Vorzüge ehelicher Kinder, zerstört die heiligen Rechte des Eigentums und widerspricht laut den Gesetzen der Natur, nach welchen immer Vielweiberei weniger unnatürlich als Vielmännerei sein würde – man hat nicht einmal in irgendeiner Sprache einen üblichen Ausdruck für das letztere.*¹⁴¹

Knigge fehlen die Worte – dies signalisiert, wie undenkbar und unmöglich es für die Frau im 18. Jahrhundert war, ihre Sexualität auszuleben, insbesondere, wenn es sich um außereheliche Sexualität handelte. Die weibliche Sexualität an sich wurde im Bürgertum nicht als vergnügungstiftendes Element wahrgenommen, sondern sie wurde zur Notwendigkeit abstrahiert, als Mittel der Reproduktion wahrgenommen. Birgit Panke-Kochinke stellt in ihrem Buch *Die anständige Frau* die Sichtweise der weiblichen Sexualität in den vergangenen 250 Jahren pointiert und überzeichnet dar:

Die Geschlechtlichkeit des Weibes ist Ursache ihrer Minderwertigkeit. Ihre komplizierte Sexualität Ursache einer größeren sexuellen Störanfälligkeit. [...] Es geht im 18. und auch im 19. Jahrhundert – und das verbirgt sich hinter dem Begriff

¹⁴⁰ Knigge. Umgang: S. 157

¹⁴¹ Knigge. Umgang: S. 145

*der Geschlechtlichkeit – um die Zähmung der Begierden, den sinnvollen Einsatz des Samenflusses und die Bändigung der tierischen Impulse bei der Frau.*¹⁴²

Die bereits angesprochenen Neuregelungen und Festschreibung der Geschlechterrollen im ausklingenden 18. Jahrhundert hat ein Idealbild der Frau geformt, das der tugendhaften, liebenden Bürgersfrau und nicht der lustvollen Frau entsprach. Die *vollkommene* Beziehung zwischen Mann und Frau war die in Liebe geführte Ehe. Ein erfülltes Leben, so hält Panke-Kochinke fest, ist also keineswegs ein sexuell erfülltes Leben, sondern es gründet sich geradezu auf der Begrenzung sexueller Lust. Doch ein Übermaß der Gefühle, ein Versagen in den Aufgaben und Exzentrik werden als krank verstanden. Denn die vorherrschende Moralvorstellung kennzeichnete sich durch das rechte Maß und die Verhältnismäßigkeit.¹⁴³

Den Gegenentwurf zu diesen starren, körperföndlichen Ansichten und Vorstellungen lieferten die Romantiker in ihren Romanen. Dabei wird vermittelt, dass Geist und Sinnlichkeit in der Liebe zusammengehören. So stellt Elke Reinhardt-Becker in der Untersuchung romantischer Romane fest, dass die Romantiker körperliche und geistige Liebe miteinander verbinden, indem sie die Sinnlichkeit von der reinen Lust trennen. Der Mensch wird auch in der sexuellen Vereinigung immer noch in seiner Gesamtheit wahrgenommen. Die Tradition der empfindsamen, geistigen Freundschaft erlebt in der Romantik eine Verbindung mit der leidenschaftlichen Liebe, um gemeinsam eine qualitativ höhere Form des menschlichen Miteinanders zu entwickeln. Die Verbindung zweier Liebender ist erst dann vollkommen, wenn Körper und Geist harmonisch miteinbezogen werden. Es gilt, den Menschen in seiner Gesamtheit zu erfassen, um das Individuum tatsächlich konstituieren zu können. Außerdem unterstützt die als Medium der Liebeskommunikation verstandene Sexualität das gegenseitige Verstehen der Partner.¹⁴⁴

7.2 Ehebruch

Dorothea Mendelsohn Veit verleiht (ihren?) erotischen Vorstellungen mithilfe der Figur des *Florentin* Ausdruck, wobei Florentin seine Lust kompromisslos auslebt und dabei ohne Rücksicht auf die geltenden Moralvorstellungen die Grenzen überschreitet. So schreckt er

¹⁴² Panke-Kochinke. Birgit: Die anständige Frau. Konzeption und Umsetzung bürgerlicher Moral im 18. Und 19. Jahrhundert. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1991. [= Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Hrsg. von Anette Kuhn und Valentine Rothe, Bd. 31]. [in der Folge kurz: Panke-Kochinke. Die anständige Frau] S. 12

¹⁴³ Ebd., S. 13

¹⁴⁴ Vgl. Reinhardt-Becker. Seelenbund. S.154-162

nicht vor dem Ehebruch zurück bzw. vor dem Buhlen um die Gunst einer Frau, die in einer legitimierten Partnerschaft oder einer vorehelichen Beziehung lebt. Der Ehebruch selbst wird zwar nicht *expressis verbis* beschrieben, das war wohl auch für die Autorin unmöglich, obwohl sie diesen Entwurf in einer entrückten Wirklichkeit durchspielt; dennoch war auch sie von der vorherrschenden Sittlichkeit geprägt, die ein echtes Brechen der Regeln – auch auf literarischem Boden – nicht zugelassen hat. Lediglich vorsichtige Hinweise belegen den Ehebruch, also den intimeren Kontakt mit verheirateten Frauen.

Dies zeigt sich besonders deutlich in Florentins Erzählungen aus seinem Leben in Venedig. Die Lebensweise ist die eines Libertins, der das Vergnügen und die Lust sucht. In seinem Handeln finden sich sogar Parallelen zum *roman liste*. Der *roman liste* – an sich ein *männliches* Genre – zeichnet sich dadurch aus, dass sich beim Romanhelden durch „*die potentiell unendliche Wiederholung koitaler Triebabfuhr die psychosexuelle Bildung des Helden*“ einstellt. Zudem gewinnt der Held des *roman liste* „*seine scheinbar unerschöpfliche Lust aus dem variablen Akt mit der austauschbaren Frau.*“¹⁴⁵ Seinen Schilderungen ist zu entnehmen, dass Florentin mit mehreren verheirateten Frauen intimen Kontakt hatte oder ihn zumindest suchte. Lediglich gesucht und schlussendlich nicht gefunden hat Florentin die sexuelle Vereinigung mit einer schönen Venezianerin, deren Name nicht genannt wird.

Bei einem Spaziergang durch Venedig gelangt er an ein Haus mit einem Balkon, auf dem er sich versteckt, und sieht in einem erleuchteten Raum des Hauses „*eine schöne junge Frau, im leichtesten zierlichsten Gewande, die schwarzen Haare oben auf dem Kopfe zusammengeknüpft*“¹⁴⁶. Betört von ihrer Schönheit und ihrem Gesang stimmt er in ihr Lied ein, wodurch sie auf ihn aufmerksam wird. Nach anfänglicher Ablehnung ihrerseits kommen sich die beiden näher, er erfährt am folgenden Abend

[...] *wer meine schöne Unbekannte sei. [...] Aus einem großen Hause, vom Kloster an einen Mann vermählt, der alt genug war, ihr Großvater zu sein; sie lebte größtenteils auf dem Lande, wo ihr Gemahl sie dann und wann besuchte. Sie liebte ihn nicht, war keine Feindin der muntern Gesellschaft, ... kurz ich fand keine Ursache zu verzweifeln.*
(S. 105)

¹⁴⁵ Schlientz, Gisela: Vom höfischen Ritual zum individuellen Liebesanspruch – Mme de Lafayette, Mme de Grafigny, Mme Riccoboni, Mme de Charrière, Mme de Staël, George Sand. In: Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2019. S. 435.

¹⁴⁶ Florentin, S. 103

Die Schöne lädt ihn bei seinem zweiten Besuch in ihr Zimmer ein, sie offenbart ihm ihre Liebe. Die beiden wahren jedoch weiterhin körperliche Distanz, selbst wenn Florentin mit sich und seinen Trieben kämpft.

Sie saß auf demselben Sofa, schälte Orangen, die sie mit mir teilte, ich war wie berauscht, meine Sinne waren gefangen. (S. 105)

Doch in dieser von Erotik strotzenden Situation kommt es nicht zum Liebesakt der beiden, denn Florentin muss für einige Zeit das Zimmer verlassen und sich auf dem Balkon verstecken. Als er wieder ins Haus gebeten wird, empfängt ihn die *Gebieterin* in einem anderen Raum; obwohl sie sich ihm *im nachlässigen Nachtwand* zeigt und der Raum wie ein Liebesnest geschmückt ist, gelingt es nicht, die erotische Spannung wiederherzustellen. Florentin schläft unverrichteter Dinge ein und der Ehebruch ist infolgedessen auch nicht Realität geworden.

Ein weiterer Hinweis auf einen von ihm verursachten Ehebruch findet sich bei Florentins Schilderung seiner Flucht aus Venedig. Er versucht sich bei seiner *Freundin* (es muss angenommen werden, dass es sich um eine andere Figur, als um die oben beschriebene *Schöne* handelt) zu verstecken, die *die Dame vom Hause* war. Es ist davon auszugehen, dass es sich bei der *Dame vom Hause* um eine verheiratete Frau handelte, denn ein lediges Mädchen trug den Titel *Dame des Hauses* nicht. Dass Florentin und diese Frau ein erotisches Verhältnis verbindet, zeigen die Zärtlichkeit und die Wehmut, die in der Abschiedsszene beschrieben werden.

Meine Freundin mochte mir meine Bestürzung ansehen, sie kam mir entgegen, ich vertraute ihr meine Verlegenheit, sie half mir auf der Stelle heraus, nach einem kurzen zärtlichen Abschied verließ ich sie und Venedig. (S. 84)

Vor seinem Abschied aber drängt ihn die Freundin noch, möglichst keine Hinweise auf die geheime Liebschaft der beiden zu hinterlassen:

Eilen Sie nach Hause, sorgen Sie, daß man keine Papiere bei Ihnen findet! (S. 84)

Mit *Papiere* meint die Freundin wohl Liebesbriefe, die auf die Affäre mit Florentin hindeuten. Die wiederum dürften sich unter jenen *Briefen und Billets von Frauen* befinden, „welche die

*Richter etwas nahe angingen und die ich unvorsichtigerweise nicht vernichtet hatte.*¹⁴⁷ Die Angst vor bei Ehebruch gesetzlicher Ahndung ist begründet, denn das Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten vom 5. Februar 1794 verbietet den Ehebruch¹⁴⁸.

§. 1062

Wird durch dergleichen Verbrechen eine Ehe wirklich getrennt: so soll der Ehemann, welcher sich dessen mit einer ledigen Weibsperson schuldig gemacht hat, willkürliche Gefängnißstrafe leiden.

§. 1063

Hat aber eine Ehefrau, durch den mit einer ledigen Mannsperson getriebenen Ehebruch, zur Trennung der Ehe Anlaß gegeben: so soll gegen sie Gefängniß- oder Zuchthausstrafe auf drey bis sechs Monathe statt finden.

§. 1064

Sind in gleichem Falle beyde den Ehebruch begehende Theile verheirathet gewesen: so haben beyde sechsmonathliche bis einjährige Gefängniß- oder Zuchthausstrafe verwirkt.

Schon das unterschiedliche Strafmaß, das beim Ehebruch zur Anwendung kommt, zeigt wie gefährlich es für die Frau war, außerehelich zu verkehren. Über den Ehemann wird gemäß damaliger Rechtslage bei einem Ehebruch eine willkürliche Gefängnisstrafe verhängt. Die Dauer der Haft liegt demnach im Ermessen des Richters. Die Frau hingegen *muss* bei einer Verurteilung *mit drei bis sechs Monaten* Haft rechnen. An dieser Stelle sei nochmals auf Knigge und die seinerzeit geltende Moralauffassung verwiesen: Begeht der Mann den Ehebruch, so ist dies eine lässliche Sünde, die ehebrechende Frau hingegen wird ungleich härter bestraft: *„In Rücksicht auf die Folgen hingegen ist freilich die Unkeuschheit einer Frau weit strafbarer als die eines Mannes.*“¹⁴⁹

Eine Scheidung ermöglicht das Allgemeine Landrecht zwar noch nicht bei *bloßem Verdacht* eines Ehebruchs, doch wenn ein *scheinbarer Anlass zu einem solchen Argwohne* vorhanden ist, der Verdacht also begründet ist, so kann das Gesetz jenem Ehepartner den Umgang mit dem vermeintlichen Nebenbuhler verbieten, der des Ehebruchs verdächtigt wird. Halten sich der Nebenbuhler und Ehepartner nicht daran, so steht einer Scheidung nichts mehr im Wege.¹⁵⁰ Obwohl das Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten der Gesetzgebung

¹⁴⁷ Florentin. Siehe Fußnote 141

¹⁴⁸ Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten: Zweiter Theil, Zwanzigster Titel – Von den Verbrechen und deren Strafen. Berlin: 1835. S. 411

¹⁴⁹ Knigge. Umgang. Siehe Fußnote 167

¹⁵⁰ Vgl. Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten, Zweiter Theil, Erster Titel *Von der Ehe*. 1835. § 674-§ 676, S. 57

in England und Frankreich betreffend der Scheidung um hundert Jahre voraus war, indem es der Frau das Recht auf Treue einräumte, wurden abhängig vom Geschlecht dennoch unterschiedliche Maßstäbe angesetzt. Zwar gesteht Gesetzgeber nach einer ehelichen Untreue dem jeweils unschuldigen Ehepartner, also auch der Frau das Recht auf Scheidung zu. Allerdings hat der untreue Ehemann das Recht, der Scheidungsklage zu widersprechen, wenn er die Untreue seiner Frau nachweisen kann. Die Frau hat dieses Recht jedoch nicht.¹⁵¹

Abgesehen vom Ehebruch wird im *Florentin* auch das Buhlen um die *vergebene* Frau offen dargestellt. Am hartnäckigsten zeigt sich das im Zusammenhang mit Betty, worauf bereits eingegangen wurde und was eine brutale Auseinandersetzung, das Duell mit Bettys Verlobten, Rittmeister von Walter zur Folge hatte. Florentin spielt dieses Buhlen als sportliche Disziplin, als Notwendigkeit der Männlichkeit herunter, wie dieses Florentins Selbstgespräch zeigt, in dem er allerdings mit sich ringt, weil er einerseits der schönen Juliane verfallen ist, ihm gleichzeitig aber ihr Bräutigam Eduard zum Freund geworden ist:

Die Verhältnisse, in denen eine Frau stand, hielten ihn sonst nicht leicht von Entwürfen ab, wenn er nicht einen Freund dabei zu verschonen hatte. – „Wie ein Frühlingsmorgen erschienst du mir, reizendes Geschöpf, und dein Anblick erfüllte meine Brust mit Ahndung und Freude. Nur Barbaren können gefühllos bleiben bei solcher Schönheit! Eure Verabredungen sollten mich nicht hindern, ... auch nicht der unschuldige Bräutigam. [...] (S. 26)

Es ist weniger die Suche nach der wahren Liebe, die Florentin antreibt, denn darin wirkt er unaufrichtig, sondern vielmehr zielt die Suche nach dem Geschlechtskomplementär darauf ab, seine Männlichkeit zu festigen, eine Männlichkeit, die schwankend ist, wie noch später eingehend erläutert werden soll. Die Unaufrichtigkeit in seiner Suche nach der Liebe zeigt sich in Florentins willkürlicher Partnerwahl, wie die Erzählung seines Lebensabschnittes in Rom belegt, die trotz der Kürze ihrer Schilderung in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist.

¹⁵¹ Vgl. Bosch-Adrigam, Gunda: Zur rechtlichen Aufklärung. Über den Ehebruch und seine Folgen in der Rechtssprechung des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts. In : Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann. Stuttgart: J.B. Metzler 1985. S.504

7.3 Das Konkubinat

Florentin bestreitet in Rom seinen Lebensunterhalt als Künstler, als Maler; dabei lernt er ein *schönes Mädchen, eine Römerin* kennen, die ihm und den anderen Künstlern Modell sitzt. Das Verhältnis mit der Römerin, das keineswegs die Bezeichnung *Romanze* verdient, beginnt aus Zufall und Mitleid, nicht jedoch aus Leidenschaft und Liebe:

Sie sang uns nun ein Lied, dessen Inhalt ungefähr war: wenn sie einen Mann hätte, der sie liebte, und für sie sorgen wollte, so möchte sie einzig für ihn und seine Wünsche leben, das würde dann ihr größtes Glück sein. Sie sang das Lied mit einer solchen süßen Unschuld, so schüchterner Innigkeit, und sah dabei so entzückend schön aus, daß ich, da sie während des Gesanges ihre Blicke am meisten auf mich geheftet hatte, ihren Wunsch erfüllen mußte. Sie blieb gleich bei mir. (S. 90)

Florentin selbst bezeichnet sich als Ehemann, die Römerin als seine Frau. Eine Ehe wird lediglich insinuiert, doch eine Bestätigung, dass die beiden wirklich verheiratet waren, bleibt Florentin schuldig.

„Ihrer Frau?“ rief Juliane erstaunt; „doch wahrscheinlich bloß Ihre Haushälterin?“ – „Nein, meiner Frau!“ – „Wie? Sie sind verheiratet?“ – „Wirklich getraut?“ fragte Eduard. – „Wahrscheinlich traute sie mir, und ich hab ihr nur zu viel getraut.“ (S. 89)

Mehr verrät Florentin nicht, doch dürfte es sich bei der Partnerschaft vielmehr um ein Konkubinat, eine *wilde Ehe* gehandelt haben, als um eine traditionelle, legitimierte Ehe. Das Konkubinat war der Bildungselite Ende des 18. Jahrhunderts zwar bekannt, denn selbst Goethe lebte dieser Form der Partnerschaft, jedoch entsprach es nicht den gesellschaftlichen Normen jener Zeit. Das Bemerkenswerte an Florentins Partnerschaft mit der Römerin ist nicht nur die Tatsache, dass es sich dabei nicht um idealisierte Form der bürgerlichen Ehe handelt, sondern auch, dass sich in dieser Beziehung die klassischen Rollenbilder umdrehen. So ist die Frau und nicht der Mann für die finanziellen Angelegenheiten zuständig. Zwar arbeitet die Römerin nicht, jedoch fungiert sie quasi als *Managerin*, denn sie nimmt das Geld von Florentins Künstlerkollegen entgegen und verwaltet es:

Um den Verkauf meiner Bilder, meistens Landschaften, bekümmerte ich mich ebenso wenig, als um die Anwendung des gelösten Geldes. Das erst besorgten meine Freunde, und die Summen, die zu meiner wenig kostbaren Lebensart vollkommen ausreichten, händigten sie meiner Frau ein. (S. 89)

Die einzige Parallele, die Florentins *wilde Ehe* mit der Ehe im bürgerlichen Sinn gemein hat, ist, dass sich die Frau um den Haushalt kümmert. Die Freiheiten, die ein Konkubinat ermöglicht, nämlich das gemeinsame Zusammenleben in leidenschaftlicher Liebe, gelten für Florentin jedoch nicht, denn er gesteht ein: „Geliebt hatte ich sie wohl eigentlich nie“¹⁵².

Er erlebt lediglich die Nachteile – zumindest aus Sicht des Mannes, denn die Römerin versteht sich als gleichberechtigt, bietet Florentin die Stirn und widerspricht ihm. Sie gibt sich keineswegs als das stille, demütige Hausmütterchen, wie es die misogynen Rollenverteilung gemeinhin vorsah. Dennoch teilt das unverheiratete Paar das Bett miteinander und sie sind intim. Die Römerin wird schwanger und Florentin erlebt zum ersten Mal in der Beziehung eine gewisse Wärme:

Es geschah eine plötzliche Revolution in mir. Alles, was ich bis dahin geglaubt, gedacht, gefürchtet, gehofft, geliebt und gehaßt hatte, nahm jetzt eine andre gleichsam glänzende Gestalt in mir an. Jetzt wußte ich, was ich wollte; dich dachte nicht mehr an ein entferntes Glück, ich hatte meine Bestimmung gefunden. (S. 92)

Die bevorstehende Vaterschaft stärkt Florentins Männlichkeit nach patriarchalischem Vorbild. Er wird *Mann*, indem er der Römerin die Finanzgewalt aus der Hand nimmt und von nun an bestimmt, wie viel Geld wofür ausgegeben wird. Er bestimmt, wie sich die Schwangere zu verhalten habe, kümmert sich in Hinblick auf die Gesundheit seines Kindes liebevoll und umsichtig um die Römerin, er besinnt sich seiner Beschützerfunktion in dieser eheähnlichen Gemeinschaft.

Doch Florentin wird um seine Männlichkeit und um die Möglichkeit der Stammhalterschaft gebracht, denn die Römerin lässt das Kind, während er für zwei Monate auf einer Reise in Florenz ist, abtreiben.

8 Abtreibung

Im 18. Jahrhundert war es geradezu unmöglich, die Abtreibung eines Kindes in der Literatur zu thematisieren. Folglich ist der Abschnitt im Roman *Florentin* eine der auffälligsten und wohl eine auch unerhörtesten Passagen im Text. Mit dem Ansprechen einer Abtreibung „tritt

¹⁵² Florentin, S. 93

etwas ein, was im Text eines männlichen Autors in der Zeit undenkbar ist“¹⁵³. Über Schwangerschaftsabbrüche sprach und schrieb man nicht. Die Autorin des *Florentin* aber setzte die Abtreibung völlig unaufgeregt in Szene, was die Wirkung noch verstärkte:

Endlich fragte ich sie so schonend als nur möglich, wie es zugeing, sie noch so schlank zu finden? Meine zärtlichen bescheidenen Fragen wurden mit lautem Gelächter beantwortet; ich ließ nicht ab, sie ward übel gelaunt, einige heftig ausgestoßne Worte vermehrten meine Besorgnis, ich drang in sie, endlich ... sie hatte meine Abwesenheit benutzt ... sie hatte sich durch künstliche Mittel von dem Zustande befreit. – Die lange Beschwerde, ... die ewige Sorgfalt ward dem Geschöpfe sträflich zur Last ... sie fürchtete um ihre Schönheit! ... Gott! (S. 93)

Die Selbstverständlichkeit und Lässigkeit, mit der die *schöne Römerin* die Abtreibung begründet hat bei den Lesern offenbar Entsetzen ausgelöst. Charlotte Schiller verlieh ihrer Empörung in einem Brief an ihren Mann Friedrich Schiller Ausdruck, und es darf angenommen werden, dass nicht nur sie das unverhüllte Thematisieren einer Abtreibung als anstößig und abstoßend empfand:

*Der Held ist mir fatal, und die Geschichte von ihm selbst, zumahl die Geschichte seiner Liebschaft in Rom, ist mir so niedrig.*¹⁵⁴

Es war nicht nur unmöglich, über Schwangerschaftsabbrüche zu schreiben, es handelte sich schlichtweg um ein streng geahndetes Verbot, sich an einer Abtreibung zu beteiligen, sei es nun als werdende Mutter, die die Abtreibung wünscht oder, als *Engelsmacherin*, welche die Abtreibung durchführt, oder als Helfer, der die für den Schwangerschaftsabbruch notwendigen Mittel besorgt.

Das Zeitalter der Aufklärung hat in der Abtreibungsfrage entscheidende Änderungen mit sich gebracht. Bis dahin war in den meisten deutschen Gebieten die *Constitutio Criminalis Carolina*, die Peinliche Gerichtsordnung Karls V. aus dem Jahr 1533 das maßgebliche Gesetzbuch. Der die Abtreibung betreffende Artikel 133 sieht im Falle eines Schwangerschaftsabbruchs die Todesstrafe vor. Die Frau soll ertränkt werden, wobei auch andere Tötungsvarianten eingeräumt werden, beteiligt sich ein Mann an einer Abtreibung, so soll durch das Schwert den Tod finden:

¹⁵³ Stephan. Inszenierte Weiblichkeit. S. 244

¹⁵⁴ Charlotte Schiller an Friedrich Schiller, Brief vom 25. März 1801. In: Schillers Werke. Nationalausgabe Bd. 39,1. S. 42f

Straff der jhenen so schwangern weibßbildern kinder abtreiben

133. Item so jemandt eynem weibßbild durch bezwang, essen oder drincken, eyn lebendig kindt abtreibt, wer auch mann oder weib vnfruchtbar macht, so solch übel fürsetzlicher vnd boßhafftiger weiß beschicht, soll der mann mit dem schwert, als eyn todtschläger, vnnd die fraw so sie es auch an jr selbst thette, ertrenckt oder sunst zum todt gestrafft werden. So aber eyn kind, das noch nit lebendig wer, von eynem weibßbild getriben würde, sollen die vrtheyler der straff halber bei den rechtuerstendigen oder sunst wie zu end diser ordnung gemelt, radts pflegen.¹⁵⁵

Der Hintergrund der Strenge war, dass in den deutschen Gebieten Kriege und Epidemien gewütet hatten, was sich in der Bevölkerungszahl deutlich bemerkbar machte. Die Geburtenrate blieb weit hinter der Mortalitätsrate zurück. Ergo bedeutete ein Kindsmord einen enormen Verlust für den Staat, womit die Todesstrafe offenbar als gerechtfertigt angesehen wurde.

In der Aufklärung fand eine lebhafte Debatte über den Kindsmord statt, denn der Kindsmord, wie Karin Stukenbrock in ihrem historischen Abriss über die Abtreibungsdebatte bis zum Aufklärung festhält, führte den Aufklärern das Scheitern ihrer Idee einer humanen Gesellschaft vor Augen.¹⁵⁶ Am Ende der Debatte stand nicht mehr nur die Bestrafung im Mittelpunkt, sondern das Ziel der Aufklärer war, alles daran zu setzen, Abtreibungen zu verhindern. Karin Stukenbrock verweist auf die erste Hebammenordnung der Herzogtümer Schleswig und Holstein aus dem Jahr 1765, in der Hebammen empfindliche Strafen und ein Berufsverbot angedroht wurden, sollte sie Schwangeren Mittel zur Abtreibung geben oder ihnen Ratschläge für eine Abtreibung erteilen.

Um möglichst eine Abtreibung zu verhindern, wurde im *Allgemeine Landrecht für Preußische Staaten* eine Meldepflicht im Falle einer Schwangerschaft eingeführt¹⁵⁷ Nicht nur die Schwangere selbst, die Hebamme, Eltern oder Vormünder müssen die Schwangerschaft bei der *Obrigkeit* anzeigen, sondern jeder, der von der Schwangerschaft erfährt.

§. 929

Auch solchen Personen, welche mit der Geschwängerten in keiner besondern Verbindung stehen, liegt dennoch ob, dieselbe, wenn sie ihnen ihre Schwangerschaft anvertrauet, oder eingesteht, zu Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften (§. 901. sqq.) anzumahnen.

¹⁵⁵ Hals oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. und des H. Röm. Reichs nach der Originalausgabe vom Jahr 1533. Hrsg. und erläutert von Curt Müller. Leipzig: Reclam 1892. S. 63

¹⁵⁶ Stukenbrock, Karin: Das Zeitalter der Aufklärung. Kindsmord, Fruchtabtreibung und medizinische Policey. In: Geschichte der Abtreibung. Von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von Robert Jütte. München: Beck 1993. [in der Folge kurz: Stukenbrock: Aufklärung.] S.93

¹⁵⁷ Vgl. Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten: Zweyter Theil, Zwanzigster Titel – Von den Verbrechen und deren Strafen. § 888-§ 900. S. 398f

§. 930

Nehmen sie wahr, daß sie ihre Schwangerschaft auf eine gesetzwidrige Weise zu verheimlichen Willens sey: so müssen sie solches ihren Aeltern, Vormündern, oder andern Personen, unter deren nähern Aufsicht sie sich befindet, oder auch der Obrigkeit ungesäumt anzeigen.

Damit spinnt der Gesetzgeber ein feines Netz aus *Spitzeln*, wodurch die Abtreibung für die Frau enorm erschwert wird. Als Gegenleistung für die Schwangerschaftsmeldung garantiert der Gesetzgeber, dass die *Obrigkeit* die notwendigen Einrichtungen für eine sichere Geburt des Kindes zur Verfügung stellt.

§. 893

Besonders ist jedes Orts Obrigkeit die Vorsorge für dergleichen Kinder zu übernehmen schuldig

So sind von der örtlichen Obrigkeit öffentliche Gebärdhäuser einzurichten oder für die Hebammen Unterkünfte und Gehaltsvorschüsse zur Verfügung zu stellen, damit die Geburtshilfe ordnungsgemäß durchgeführt werden kann. Dies ist beinahe mit den Leistungen des modernen, sozialstaatlichen Gesundheitssystems zu vergleichen, jedoch wird im modernen System nicht mit Strafe gedroht, wenn es die Frau nicht in Anspruch nimmt. Das *Allgemeine Landrecht Preußischer Staaten* legte also die staatlichen Rahmenbedingungen fest, um einen Kindermord bzw. eine Abtreibung zu verhüten. Entzieht sich die Schwangere jedoch trotzdem einer ordnungsgemäßen Entbindung, bei der Hebammen oder andere Helfer anwesend sind, womit eine weitere Meldeinstanz eingezogen wird, und bringt ein totes Kind zur Welt, so muss sie, sofern man ihr den Kindsmord nachweisen kann, mit der Todesstrafe rechnen. Die Strafe auf Abtreibung ist mit zwei bis sechs Jahren Zuchthaus vor der dreißigsten Schwangerschaftswoche und bis zu zehn Jahre Haft nach der dreißigsten Woche zwar geringer, jedoch wird schon der Verdacht, eine Abtreibung zu begehen streng bestraft.

§. 985

Weibspersonen, welche sich eines Mittels bedienen, die Leibesfrucht abzutreiben haben schon dadurch Zuchthausstrafe auf sechs Monathe bis Ein Jahr verwirkt.

Auch das Umfeld der abtreibungswilligen Frau wird vom Gesetzgeber eingeschüchtert, um einen Schwangerschaftsabbruch nicht zu unterstützen. So gilt für Mittäter, also für jenen, der bei einer Abtreibung vorsätzlich Hilfe leistet, wie etwa durch „*schädliche Medicin*“ dasselbe

Strafmaß, wie für die Mutter. Für sogenannte Engelsmacherinnen, also „*Personen, welche sich schon mehrerer solcher Verbrechen schuldig gemacht haben*“, sieht das Gesetz öffentliches Auspeitschen und lebenslange Haft vor. Zwei bis vier Jahre Gefängnis drohen jenen, die für die Abtreibung nötige Arzneien verkaufen oder weitergeben, womit der Gesetzgeber die Versorgung mit Mitteln zum Schwangerschaftsabbruch kriminalisiert, was sich insbesondere gegen Apotheker richtet.

Die Abtreibung war zwar das weit häufigere Delikt, doch wurden mehr Kindsmorde von der Obrigkeit verfolgt, da der vorzeitige Schwangerschaftsabbruch leichter verheimlicht werden konnte. Karin Stukenbrock hat für die Herzogtümer Schleswig und Holstein für die Zeitspanne zwischen 1700 und 1810 folgende Zahlen ermittelt: 350 Kindsmorden standen 20 Abtreibungen gegenüber. In Nürnberg konnten für die Jahre 1700 bis 1799 88 Kindsmorde, jedoch nur 10 Abtreibungen festgestellt werden. In Würzburg wurden für die Jahre 1769 bis 1788 25 Kindsmordfälle und 7 Abtreibungen gerichtlich nachgewiesen. Überraschend sind die Erkenntnisse aus den Gerichtsakten von Hamburg und Bremen. In Bremen lässt sich für das gesamte 18. Jahrhundert nur eine Abtreibung nachweisen, in Hamburg wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gar keine Abtreibung vermerkt.¹⁵⁸

In den vorherrschenden Moralvorstellungen waren aber sowohl Kindsmord, als auch Abtreibung schändlich und verdammenswert, doch die Abtreibung war noch verwerflicher, weil die *Täterin* meist ungestraft davonkommt, wie dieses Zitat des Juristen Heimbert Johann Hinze belegt:

*Beyde Laster sind in Absicht der Moralität eben sowohl schändliche und sträfliche Verletzungen der ersten Grundgesetze des natürlichen Rechts, als erst gedachter Todtschlag; in ihren Wirkungen aber noch weit gefährlicher und verderblicher als dieser, da sie gegen die Gefahr der obrigkeitlichen Entdeckung und Bestrafung fast gänzlich gesichert sind, und deshalb so häufig verübet werden.*¹⁵⁹

Umso irritierender ist es, dass Dorothea Mendelsohn Veit im Roman *Florentin* die erfolgte Abtreibung in schon fast fahrlässiger Kürze und ohne moralische Ermahnungen niederschreibt. Der moralisierende Ausbruch Florentins wird geradezu kühl übergangen, wie Inge

¹⁵⁸ Vgl. Stuckenbrock: Aufklärung. S.97

¹⁵⁹ Hinze, Heimbert Johann: Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindsmord Einhalt zu thun? In: Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen. S. 747-812. Zitiert nach Stuckenbrock: Aufklärung. S.97

Stephan bemerkt¹⁶⁰. Mario Erdheim sieht in dem von der Römerin gewünschten Schwangerschaftsabbruch eine Racheaktion an Florentin. Dieser nämlich hat sie, die Römerin nie geliebt, er ist nicht der Frau, sondern einem Kunstobjekt verfallen. Es waren ihre Stimme und ihr Gesang, die ihn beeindruckt haben und am Beginn der Beziehung standen. Seine „größte Lust war es, sie zu schmücken“ und sie zu malen „in allen ersinnlichen Stellungen, als Göttin, als Heilige, als Priesterin, als Nymphe“¹⁶¹ Der einzige Grund, warum Florentin für die Frau endlich eine Form der Liebe empfindet, ist das gemeinsame Kind, doch sie treibt das Kind voller Verachtung für Florentin ab. Sie *verachtet* ihn deshalb, weil er sie aus Angst vor Abhängigkeit zum ästhetischen Objekt gestaltete und damit wiederum seine eigene Verachtung kaschierte.¹⁶²

9 Homophilie

Durch die Abtreibung bleibt Florentin die Vaterschaft verwehrt, was ihn wiederum in seiner Männlichkeit schwächt; seine Suche nach der sexuellen Identität muss sich fortsetzen. Die Figur des Florentin steht im Text nie für geballte Männlichkeit, sondern sie trägt immer weibliche Züge. Schon der Name, der organisch-natürlich klingt, deutet die Widersprüche der Geschlechtsidentität an. Barbara Becker-Cantarino erkennt im Namen mehrere Hinweise, die Zartheit, Kunst und Weiblichkeit insinuieren. Für sie evoziert *Florentin* die *Blume*, das *Blühende* (lat. m. flos, floris; florere), aber auch Florenz, die Stadt der Künste klingt im Namen *Florentin* an. *Florio* nannte Eichendorff seinen jungen Dichter in der Erzählung *Das Marmorbild*.¹⁶³ Auch seine Züge und sein Körperbau entsprechen nicht denen eines kräftigen Mannes, sondern eines eher zierlichen, kleineren, ja fast androgynen Wesens, wie der Beschreibung Julianes an einen Brief an Tante Clementina zu entnehmen ist:

[...] *er ist auch nicht so groß und herrlich als Eduard; aber sein Bau ist fein, schlank, und dennoch kräftig. Er hat eine edle Physiognomie [...] aber der Mund ist doch hübsch, so wie auch sein Auge, das gewöhnlich fast ganz ohne Bedeutung, still und farblos vor sich hin schaut, das aber helle Funken sprüht bei einem Gespräch, das ihn interessiert, es wird dann sichtbar größer und dunkler. Er hat eine schöne helle Stirn, und es kleidet ihn gut, wenn er, wie er oft tut, sich die dunkelbraunen Locken, die tief*

¹⁶⁰ Vgl. Stephan. Inszenierte Weiblichkeit, S. 244

¹⁶¹ Florentin, S. 90

¹⁶² Vgl. Erdheim. Florentin. S. 201

¹⁶³ Vgl. Becker-Cantarino, 2000. S.139

darüber her fallen, mit der Hand zurückstreicht, oder wenn sie vom Wind gehoben werden. (S. 41)

An dieser Stelle bietet sich eine kurze Bemerkung zum Thema *Haare* an: Volles Haar weist ja gemeinhin auf Gesundheit, Stärke und Schönheit hin. Im Text wird bei weiblichen Figuren das Haar immer wieder als Chiffre für eben diese Eigenschaften verwendet und in Zusammenhang mit erotischer Ausstrahlung gebracht (vgl. die tanzende Juliane, deren Locken bis zu den Hüften fallen). Bei den männlichen Figuren vernachlässigt die Autorin jedoch die Schilderung der Haarpracht, lediglich Florentin legt Wert auf seine Haare und demnach wohl auch auf sein optisches Erscheinungsbild. Dies zeigt sich, als ihm im Kloster der Kopf geschoren werden soll – ein Vorhaben, dem er sich heftig widersetzt:

Ich klagte sogar mit der größten Bitterkeit, daß mir schon angekündigt wäre, mir in den nächsten Tagen die Haare abzuscheren, die ich, eitler törichter Weise, zu sehr liebte. (S. 65)

Dass Florentin auf sein Äußeres bedacht ist, liefert jedoch keinen handfesten Grund zu Spekulationen. Außerdem hat er eine Vielzahl erotischer Erfahrungen mit Frauen gesammelt. Auffallend ist jedoch, dass ihm die innige Liebe mit dem Geschlechtskomplementär verschlossen und unentdeckt bleibt. Selbst auf platonischer Ebene gelingt es Florentin nicht, zu Frauen eine echte Verbundenheit und Vertrauen aufzubauen, mit Männern jedoch ist dies schon der Fall. So schließt sich Florentin eher Männern an, reist und umgibt sich mit ihnen. Ist Florentin etwa homosexuell? Dies ist mit einem klaren Nein zu beantworten, denn im etymologischen Sinn des Wortes kommt es zu keinen sexuellen Handlungen mit Männern. Festgestellt werden kann aber zumindest eine homophile, in manchen Situationen gar eine homoerotische Neigung, wie im Folgenden erläutert werden soll.

9.1 Manfredi, Florentins erste große Liebe

In einer Situation der Ausweglosigkeit und Verzweiflung begegnet der sehr junge Florentin, der zu jener Zeit noch im Kloster lebt, Manfredi, dem Sohn eines Marchese, der neben dem geistlichen Anwesen lebt. Florentin hat genug vom Leben im Kloster, zumal er in ein anderes, strengeres versetzt werden soll, er fühlt sich eingeschränkt und unfrei, zum Glauben hat er keine Nähe, die Institution Kirche und seine strengen geistlichen Erzieher sind ihm zuwider. Florentin will also fliehen, dieses Leben hinter sich lassen. Dabei kommt ihm ein *Held*, ein

Ritter in strahlender Rüstung zu Hilfe. So zumindest wird die erste, eher einseitige Begegnung mit Manfredi beschrieben:

Ich erblickte einen Jüngling, der sich in muntre militärischer Tracht eben auf ein schönes Pferd schwang, und vom Hofe herunterritt. Er war bald nicht mehr zu sehen, und alles still um uns. Ich betrachtete bald mich, bald meine Schwester. Das Bild des schlanken Jünglings, wie er sich auf das rasche Pferd schwang, einen reichgekleideten Knaben hinter sich, schwebte mir immer noch vor Augen; mein Zustand kam mir ganz unleidlich vor; ich weinte heftig. [...] Sie [die Schwester] wollte ihr möglichstes tun, mich mit dem Jüngling bekannt zu machen. (S. 61f)

Manfredi hat Zugang zum Kloster und zur Außenwelt, weshalb Florentin in ihm einen möglichen Fluchthelfer sieht. Tatsächlich kommt es zu einem Treffen der beiden, bei dem Manfredi Verständnis und Mitleid für die triste Lage des Florentin bekundet:

Er nahm auf der Stelle den wärmsten Anteil an meiner Not, beklagte mich und versprach mir seine Hilfe und seinen Rat in allem, was ich unternehmen wollte, und gewann mein ganzes Herz durch sein edles Wesen. (S. 62)

Schon bei diesem ersten Zusammentreffen zeigt sich eine tiefe Zuneigung, die die beiden in Zukunft verbinden wird. Beinahe könnte man darin *Liebe auf den ersten Blick* erkennen, doch Florentin bzw. die Autorin streicht fast reflexartig die humanitäre Notwendigkeit dieser Zusammenkunft – das Planen einer Flucht aus dem unerträglichen Kloster – hervor, um die starken Gefühle des tief beeindruckten Florentin zu erklären.

Durch diese neue Freundschaft und die Aussicht, mit Manfredis Hilfe das Kloster bald verlassen zu können, stärkt sich Florentins Selbstbewusstsein, er blüht richtiggehend auf. Es gelingt ihm einen ihm wohlgesinnten Pater für seine Pläne zu gewinnen, der eine weitere Zusammenkunft mit Manfredi in dessen Haus in die Wege leitet, und der sich ebenso um die Bereitstellung eines Pferdes und Kleidung zu kümmern verspricht. Florentin ist nahezu euphorisch:

Die Freude, die wahrhaft kindische Lust, als ich nun im Zimmer meines lieben Manfredi war, und in Freiheit mich mit ihm unterhalten konnte, beschreibe ich euch nicht. (S. 64)

Die Autorin entscheidet sich dafür, dass Florentin beim Treffen mit Manfredi *Lust* empfindet und nicht etwa *Freude*. Zwar ist es eine *kindische Lust*, wodurch gleichzeitig Unschuld insi-

nuiert wird, jedoch kommt es auch in den folgenden Schilderungen von Szenen der Burschenfreundschaft zu latent erotischen Momenten und Signalwörtern.

Um aus dem Kloster flüchten zu können, muss Florentin zunächst reiten lernen. Manfredi erklärt sich bereit, es ihm beizubringen. „*Manfredi wollte mein Meister sein.*“ Ebenso lehrt ihn Manfredi das Fechten, die beiden Burschen kommen sich also auch körperlich in gewisser Weise nahe. Der Umstand, dass die beiden etwas *Verbotenes* aushecken, berauscht Florentin, er ist „*betäubt von tausend Empfindungen*“, genießt den Augenblick ohne an die Zukunft oder an mögliche Konsequenzen zu denken:

In unsern heißen Köpfen fand dieser ganze Plan nicht die geringste Schwierigkeit, mein Freund versprach mir alles, was ich verlangte; was am Ende daraus werden sollte, das wollten wir ein andermal überlegen, in diesem Augenblick hatten wir vor aller Herrlichkeit keine Zeit dazu. (S. 64)

Mit Unterstützung des Marchese darf Florentin das Kloster verlassen; auch die bevorstehende Zukunft sollten Florentin und Manfredi gemeinsam verbringen, denn der Marchese schickte die beiden Jugendlichen auf eine Militäarakademie:

Wir freuten uns herzlich, beisammen zu sein, und waren dem gütigen Marchese dankbar für seine Wohltaten. Ich war damals etwa vierzehn oder fünfzehn Jahr, Manfredi einige Jahre älter. Es war in derselben Jahreszeit, in der wir jetzt sind, daß ich zuerst die schöne Welt betrat, an der Hand meines guten Manfredi. [...] Manfredi und ich waren unzertrennlich während unsers Aufenthalts auf der Akademie. (S. 70f)

Die beiden Jugendlichen verbindet mehr als nur Freundschaft: Es ist Liebe, und zwar keine brüderliche Liebe, die sich durch die gemeinsam erlebte Adoleszenz erklären ließe, sondern es ist jene Liebe, die im sich im Fall bipolarer Geschlechter durch gegenseitige Ergänzung ausdrückt.

Noch liebe ich ihn immer herzlich, und ich wünschte wohl, wir träfen noch einmal im Leben zusammen, wir waren uns gewiß echte Freunde, obgleich wir, dem Äußern nach, eben nicht für einander paßten: ich war immer wild, ausgelassen, einigermassen töllkühn und roh; er hingegen sanft, lieben, von schöner Gestalt und edlem Gesicht, feinem Anstand, tadellosen, wahrhaft altadeligen Sitten, strengen Grundsätzen über die Ehre; und doch zog uns diese Verschiedenheit vielmehr gegenseitig an. (S. 71)

Der gemeinsame, abenteuerliche Versuch, Florentins Schwester Felicita aus einem Kloster, in das sie als Ordensschwester aufgenommen werden sollte, zu retten, schlägt fehl. Es ist die letzte Unternehmung der beiden, denn daraufhin trennen sich die Wege Florentins und Man-

fredis für immer. Doch dessen sind sich die beiden nicht bewusst, weshalb die Trennung weder dramatisch, noch tränenreich inszeniert wird.

Den Morgen schieden wir unbekümmert und mit der Zuversicht, uns bald wieder zu sehen, um uns dann gewiß nie wieder zu trennen. (S. 79)

Auch während seines Aufenthalts in Venedig hält Florentin zu Manfredi Briefkontakt. Der Sohn des Marchese, der Florentin bei der Suche nach seinen wahren Eltern unterstützte, unterrichtete ihn über neue Erkenntnisse. Doch scheint sich Florentin weniger für die Informationen bezüglich seiner Herkunft zu begeistern, als über die Tatsache, dass er ein Zeichen seines Freundes, seines Liebsten erhält:

Ich hatte große Freude über den Brief meines Manfredi, denn außer diesen Nachrichten fand ich dies schönsten Beweise von der Fortdauer seiner Liebe und einige freundliche Vorschläge, uns wieder zu sehen. (S. 81)

Doch es kommt zu keiner weiteren Begegnung mit Manfredi, worunter Florentin leidet wie ein liebeskranker Jugendlicher, wie jemand, den ein geliebter Mensch verlassen hat. Florentin fühlt sich „*einsam*“, ihm fehlt sein Komplementär. Die Begegnungen mit Frauen können diese Leere nicht beenden, erst als Florentin Eduard begegnet, scheint ein Nachfolger des Manfredi gefunden.

9.2 Eduard, Florentins zweite große Liebe

Bei der ersten Begegnung mit Eduard wirkt Florentin beinahe desinteressiert. Dies liegt wohl auch an der Situation selbst, denn Florentin muss Graf Schwarzenberg vor einem aggressiven Wildschwein retten. Zudem sind in diesem Fall, verglichen mit der ersten Begegnung mit Manfredi, die Rollen vertauscht: Nun ist es Florentin, der wie ein *Ritter in schimmernder Rüstung* erscheint und als Retter fungiert, indem er das Wildschwein tötet und den Grafen vor dem Tod bewahrt. Und in diesem Fall ist es Eduard, der die *Liebe auf den ersten Blick* erlebt, wie er später zugeben wird.

Eduard steht in Florentins Schuld, denn eigentlich hätte er den künftigen Schwiegervater beschützen müssen, und nicht ein Fremder, der zufällig des Weges ritt. Florentin begleitet Eduard und den Grafen zum Schloss, die beiden jungen Männer haben

zunächst jedoch keine Berührungspunkte, außerdem wendet sich Eduard gleich bei der Rückkehr am Schloss seiner Verlobten Juliane zu. Die Familie verbringt den Abend gemeinsam mit Florentin, es wird musiziert und gelacht. Das Interesse für Eduard erwacht nur allmählich, vielmehr ist es scheinbar Juliane, die Florentins Aufmerksamkeit bannt. So wird Eduard nur als Partner, quasi als Vehikel Julianes beschrieben:

Juliane setzte sich zum Fortepiano, Eduard und einige andere griffen nach andern Instrumenten: ein recht gut besetztes Konzert war bald zustand gebracht. Juliane spielte vortrefflich, und Eduard war Meister auf dem Violoncell. (S. 23)

Und in derselben Szene heißt es wenig später:

Sie sangen ein komisches Duett mit vieler Laune und in echt italienischer Manier. Julianens Stimme war überaus süß und schmeichelnd, und sie wußte sie wie eine geübte Künstlerin zu gebrauchen; auch Eduard hatte eine schöne sonore Baßstimme und sang sehr angenehm. (S. 24)

Eduard gilt aus Sicht Florentins als zweitrangig; zunächst wird die Schöne bewundert, ganz so, wie es den gesellschaftlichen Gepflogenheiten und Normen entspricht. Florentin ist von Juliane begeistert, er bewundert ihre Schönheit und ihre Vorzüge. Doch als er nach dem gemeinsamen Abend den Tag reflektiert, ist es Eduard, der ihm zuerst in den Sinn kommt, erst dann die schöne Juliane und sein Schwärmen für sie:

Er dachte nun an alle, insbesondere, die er an dem Tage so zufällig gefunden, und suchte ins klare zu kommen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht hätten. Eduard war ihm in den wenigen Worten, die er ihn hatte sprechen hören, doch lieber geworden; das erkannte er besonders daran, weil er nicht mit dem Leichtsinne an Juliane denken konnte, der ihm sonst beim Anblick einer Schönen gewöhnlich war. (S. 26)

Hat sich Florentin also in Eduard verliebt? Eindeutig hat die Begegnung in beiden jungen Männern eine Reihe von folgenreichen Emotionen ausgelöst. Eduard aber steht kurz vor der Hochzeit mit Juliane, im Vergleich mit Manfredi also steht einer innigeren Verbindung Florentins mit Eduard eine Frau im Wege. Florentin verbringt in der Folge viel Zeit mit dem Bräutigam, sie unternehmen gemeinsame Ausflüge:

In abwechselnden Verkleidungen hatten sie die benachbarten Städtchen und Dörfer durchzogen, auf Kirmsen, Hochzeiten, Jahrmärkten, bald als Krämer oder als Spielleute. Manches lustige Abenteuer kam ihnen entgegen, sie wiesen keines von sich. (S. 42f)

Florentin hat Eduard ganz für sich allein, doch dann schaltet sich Juliane ein. Sie nimmt die sehr freundschaftliche Beziehung der beiden offenbar wertfrei und bedenkenlos wahr. So berichtet sie in einem Brief an Tante Clementina, dass die beiden nahezu unzertrennbar wirken:

Am besten findet sich Eduard in ihn, sie sind Freunde geworden, und man sieht jetzt einen nicht ohne den andern. (S. 40)

Es ist an dieser Textstelle noch nicht erkennbar, ob Juliane eine Form der Eifersucht verspürt, doch will sie diese Freundschaft nicht den beiden Männern allein überlassen und sondern ebenso daran Teil haben, weshalb sie sich dem bereits erläuterten Jagdausflug der beiden jungen Männer anschließt. Dabei kommt es zu einer ersten Schlüsselszene in der Beziehung Florentins und Eduards, denn Florentin berichtet von seiner leidenschaftlichen Freundschaft – er nannte es bereits *Liebe* – zu Manfredi und bricht in Tränen aus, als er über die Trennung spricht.

Seitdem, mein Manfredi, wandre ich einsam und in der Irre.“ – Florentin sagte diese letzten Worte mit einer vor Rührung ersticken Stimme, er hob sein Auge mit Wehmut empor, dann schwieg er, in Gedanken verloren. Eduard nahm seine Hand; Florentin blickte ihn an und sah Tränen in seinen Augen glänzen, er warf sich in seine Arme: - „Ich verstehe den Vorwurf dieses Händedrucks, mein guter Eduard! Nein, ich bin jetzt nicht mehr allein, nicht mehr in der Irre! ich habe wieder ein Herz gefunden, das verdient neben dem Andenken an meinen Manfredi zu stehen! Ich bin dein, Eduard, auf immer!“ – „Ewig dein, mein Florentin!“ – Sie hielten sich in fester Umarmung umschlossen. (S. 71f)

Hier schreitet Juliane ein: „Schließt mich nicht aus aus eurem Bunde [...] auch ich bin euer!“ Dies ist kein kindlicher Ausruf, in dem sie darum bittet, auch Teil dieser innigen Freundschaft zu sein; vielmehr kämpft sie um ihren Verlobten, der am besten Wege ist, sich in einen anderen, in Florentin zu verlieben. Juliane ist rasend eifersüchtig, wie in der Folge zumindest angedeutet wird: „Es war ihm [Florentin] klar, daß es Eifersucht sei, was das schöne reine Verhältnis der Liebenden zerstöre.“¹⁶⁴ Zwischen ihr und Eduard kommt es zu einem heftigen Streit. Die nicht detailliert erläuterte, lediglich angedeutete Eifersuchtsszene ist deshalb überaus bemerkenswert, weil die Autorin damit impliziert, dass die Beziehung der beiden Männer das Niveau der harmlosen Männerfreundschaft längst überschritten hat und dass sich eine Bindung von emotionaler Tiefe, eine Liebesbeziehung zweier Männer anbahnt. An dieser Stelle muss nicht erwähnt werden, dass gleichgeschlechtliche Liebesbeziehungen Ende des

¹⁶⁴ Florentin, S. 118

18. Jahrhundert definitiv weit außerhalb der gesellschaftlichen Normen lag, vielmehr kämpfen selbst heute noch gleichgeschlechtliche Partner um die Anerkennung ihrer Rechte. Durch Julianes Verhalten wird jedoch schon zu dieser Zeit die Möglichkeit eingeräumt, dass ein anderer Mann die Beziehung von Mann und Frau aufgrund aufkommender homophiler Gefühle ins Wanken bringen kann.

Juliane versucht aufzuhalten, was Florentin in Eduard in Gang gesetzt hat. Der Bräutigam hegt ernste Zweifel an der bevorstehenden Eheschließung; Zweifel, die Florentin in ihm entfacht hat, wobei jedoch nichts auf Hintergedanken oder Mutwilligkeit schließen lässt. Nach einem Streit mit Juliane kommt es zur zweiten Schlüsselszene in deren Freundschaft/Liebe, ausgelöst von Florentin, der Eduard eröffnet, bald weiterziehen zu wollen und folglich Eduard zurückzulassen:

Sieh Florentin! eine Seele, wie die deinige, einen Freund, wie du bist, suchte ich, seitdem Freundschaft mir ein Bedürfnis ist, und das ist sie, seit ich mich meiner bewußt bin. Unverhofft fand ich dich; ich vermutete gleich in den ersten Stunden, du seist der, den ich suchte, und diese Vermutung fand ich in der Erzählung deiner Schicksale bestätigt. Und nun soll ich dich, kaum gefunden, wieder verlieren! [...] Ich kann dich nicht wieder lassen, es ist mir in manchen Augenblicken ganz unmöglich zu denken, daß ich dich wieder lassen soll! (S. 115)

Florentin versucht seinen Freund zu beruhigen, doch der verhält sich trotzig. Eduard will sich mit der bevorstehenden Trennung nicht abfinden. Um dies abzuwenden und seine Ernsthaftigkeit zu unterstreichen, erklärt er sich bereit, sein Leben, das wohl nur wenig Aufregung und Abenteuer verspricht, jedoch mit dem bürgerlichen Ideal übereinstimmt, aufzugeben und Florentin auf seiner Reise zu begleiten. Er würde dafür sogar die Beziehung zu Juliane beenden. Die Szene strotzt vor Dramatik, gleicht nahezu einem Eheversprechen:

Höre, ich gehe mit dir; ich teile deine Unternehmungen, ich will die Stelle deines Manfredi wollen wir ersinnen und ausführen, fechten, leben und sterben, sterben für die Freiheit! Ich gehe mit dir nach Amerika! (S. 116)

Bis in den Tod würde Eduard mit Florentin gehen, um dem konventionellen, bequemen Leben, das ihm bevorsteht zu entkommen. Selbst den *locus amoenus*, den die Familie Schwarzenberg, das herrliche Schloss und der üppige Park repräsentieren, wo Eduard sein weiteres Leben verbringen darf, stellt die Autorin in Frage und erteilt dieser Idealvorstellung eine Absage.

Da Florentin nicht auf Eduards Bitte eingeht, sondern versucht, diesen von seinem Plan, sein angenehmes Leben und seine Beziehung zu Juliane zu beenden, abzubringen schlägt Eduard einen Kompromiss vor. Damit keiner der Beteiligten auf den einzelnen verzichten müsse, bietet Eduard seinem Freund ein nicht rivalisierendes Dreiecksverhältnis an.

„Was du nicht sagen kannst“, fiel Eduard ein, „weiß ich längst, mein Freund! Du liebst Julianen, ich weiß es, aber – [...] Ich fürchte nichts von dir, sei überzeugt! ich kenne dich, dir ist die Freundschaft heilig. Du wirst dich für den Freund aus aller Kraft deiner Seele zu bekämpfen wissen. Auch wird deine Leidenschaft sich bald in das reinste Freundschaftsgefühl auflösen. Und dann, von beiden Freunden geleitet, soll Juliane des schönsten Daseins sich zu erfreuen haben. (S. 116f)

Florentin aber lehnt ab und verlässt Juliane und Eduard am Tag der Vermählung.

Das Beziehungsdreieck ist in der Romantik ein häufiger auftretendes Motiv. Barbara Becker-Cantarino erinnert an Christian Fürchtegott Gellerts Roman *Das Leben der schwedischen Gräfin von G***, an Rousseaus *La Nouvelle Héloïse* und an Goethes *Werther*¹⁶⁵. In Gellerts Roman wurde das Dreiecksverhältnis ebenso als freundschaftlich, nicht rivalisierend, bei Rousseau jedoch als melodramatisch und bei Goethe mit tragischem Ausgang thematisiert. Ebenso verweist Becker-Cantarino auf Friedrich Heinrich Jacobis Roman *Woldemar* aus dem Jahr 1794, in dem der als grob und egoistisch dargestellte Woldemar im Dreieck mit zwei Frauen lebt, und auf Friedrich Schlegels *Lucinde*. Das Beziehungsdreieck findet jedoch nur in der phantastischen Projektion von Julius statt. „Nicht ich, mein Julius, bin die die Du so heilig malst; [...] Du bist’s, es ist die Wunderblume Deiner Phantasie, die du in mir, die ewig Dein ist, dann erblickst, wenn das Gewühl verhüllt ist und nicht Gemeines Deinen hohen Geist zerstreut.“¹⁶⁶

Birgit Panke-Kochinke sieht im Beziehungsdreieck ein Mittel, um die eigenen Bedürfnisse und Gefühle selbst dann zu erfüllen, wenn im Zuge eine Ehe nicht eintrat, was mit ihr erhofft wurde.¹⁶⁷ In der Epoche der Romantik, in der das Gefühl als individueller Wert ins Bewusstsein gerückt wurde und sich dadurch die Diskrepanz zwischen Realität und Erwartung zeigte, diente das Beziehungsdreieck als Möglichkeit, diese Diskrepanz zu beenden, zumal die romantischen Theoretiker es sich geradezu zur Aufgabe gemacht haben, Antithesen zu verstan-

¹⁶⁵ Vgl. Becker-Cantarino, 2000. S 141f

¹⁶⁶ Schlegel, Friedrich: *Lucinde*. Ein Roman. Hrsg. von Konrad Pohlheim. Stuttgart: Reclam 1965 [Reclam, Text der Erstausgabe von 1799, modernisiert] S. 104f

¹⁶⁷ Vgl. Panke-Kochinke. *Die anständige Frau*. S.104f

desmäßigen Eheprojekten zu entwerfen. So entsteht auch der Kult der Empfindsamkeit, den Panke-Kochinke anhand einer Beobachtung der 1749 geborenen Autorin Jenny von Voigts illustriert:

Der auffällige Vergemeinschaftungsdrang der Empfindsamen, der sich insbesondere in dem epidemisch sich ausbreitenden Freundschaftskult der damaligen Zeit niederschlägt, zudem die Kultivierung einer der Freundschaft weitgehend angegliederten, geschlechtslosen Liebe hervorruft, erklärt sich aber vor allem aus dem individualisierten Innerlichkeitserlebnis des einzelnen. Sofern dieses Erlebnis genußvolle Icherfahrung ist, dient die Seelengemeinschaft der Multiplikation dieser Erfahrung durch Spiegelung aus eine, Anlehnungs- und Stabilisierungsbedürfnis. Auf sich selbst zurückgeworfen zu sein, vermittelt das Gefühl der Verlorenheit und Unsicherheit.¹⁶⁸

Doch, so räumt Panke-Kochinke ein, die Übergänge zwischen platonischer, Sinnlichkeit und Sexualität umfassender Liebe konnten fließend sein, was auch auf innige Männerfreundschaften zutraf.

9.3 Busenfreundschaft – homosexuell?

Wie im Florentin finden sich, wie Wolfgang Popp festhält, in den wenigsten literarischen Texten eindeutige Hinweise, dass bei einer dargestellten Männerfreundschaft auch Sexualität im Spiel ist. Dies trifft besonders auf die emphatischen Busenfreundschaften der Romantik zu, selbst wenn – wie eben auch im Roman Florentin – von inniger Liebe, herzlichen Umarmungen und ähnlichen Körperkontakten die Rede ist. Doch eben diese Leerstelle, die fehlende Erklärung, welche Beziehung die beiden Männer, die sich dieser körperlichen Nähe hingeben, eint, wirft die Frage nach der realen, nicht ausgesprochenen Körperlichkeit und Sexualität auf.¹⁶⁹ Gotthard Feustel erklärt in seiner populärwissenschaftlichen *Die Geschichte der Homosexualität*, dass im 18. Jahrhundert die „Zeit der beinahe kultischen Verherrlichung der Freundschaft zwischen Gleichgeschlechtlichen“¹⁷⁰ anbrach. Als Gründe für die Suche nach gleichgeschlechtlichen Freundschaften nennt Feustel den vehement verteidigten Geschlechtsseparatismus, zudem wurden diese Freundschaften gesellschaftlich geduldet, da die Liebe lediglich platonisch und nicht sexuell war. Hinzu kommt, dass sich die Beteiligten die-

¹⁶⁸ Voigts, Jenny von: In: Pikulik, Lothar: Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984. S. 297. Zitiert nach Panke-Kochinke. Die anständige Frau. S. 104

¹⁶⁹ Vgl. Popp, Wolfgang. Männerliebe. Homosexualität in der Literatur. Stuttgart: Metzler 1992. S. 54

¹⁷⁰ Feustel, Gotthard: Die Geschichte der Homosexualität. Düsseldorf: Albatros 2003. S. 69

ser gleichgeschlechtlichen Freundschaft/Liebe sich einer möglichen homosexuellen Komponente nicht bewusst waren. Deshalb sollte hier der Begriff *Homophilie* eingebracht werden, denn zum sexuellen Ausleben, das die Homosexualität kennzeichnet, kam es bei den angesprochenen, geduldeten Freundschaften nicht, bestenfalls sind noch *homoerotische* Anklänge festzustellen, wie der Auszug dieses Briefs von Madame de Staël an ihre Freundin Mademoiselle Juliette Récamier zeigt:

*Du stehst [sic!] in meinem Leben an erster Stelle. Als ich Dich sah, schien mir, als ob von Dir geliebt zu werden bedeutete, mit dem Schicksal in Eintracht zu sein. Es würde eigentlich sogar genügen, wenn ich Dich sehen könnte. Du bist meines Herzen Königen, sag mir also, daß Du mir nie wehtun wirst; gerade jetzt hättest Du es in der Hand, mich schrecklich zu verletzen. Adieu, meine Geliebte und Angebetete. Ich drücke Dich an mein Herz. Mein Engel, sag am Ende Deines Briefes zu mir: Ich liebe Dich. Das Gefühl, welches ich bei diesen Worten Empfinden werde, wird mich glauben machen, ich drücke Dich an mein Herz.*¹⁷¹

Sobald jedoch das Terrain der fleischlosen, platonischen Homophilie und der Homoerotik verlassen wurde und es zu sexuellen Handlungen kam, schalteten sich Moralhüter und der Gesetzgeber ein. Feustel nennt als Beispiel den Berliner Theoretiker Johann Georg Krünitz, der ab dem Jahr 1773 die „*Oekonomisch-technologische Encyklopaedie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, wie auch der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte*“ herausgab. Unter dem Begriff *Knabenschänderei*, in dem es nicht nur um Pädophilie, sondern um Homosexualität generell ging, folgt eine angewiderte Abrechnung Krünitz‘ und die Forderung nach der Todesstrafe, denn *Knabenschänderei* sei:

*Ein unnatürliches Laster der Unkeuschheit, da eine Person männlichen Geschlechts Knaben – oder auch andere Mannspersonen – zur Befriedigung der Wollust mißbraucht; eine verbrecherische Liebe. [...] Auf die Pädasterie und Sodomiterei wird 3 Mos 20, 13-16 Lebensstrafe gesetzt, die vermutliche durch Steinigung vollzogen wurde. [...] Wenn man bedenkt, wie fürchterlich Knabenschändung dem Staate ist und wie sehr dieses abscheuliche Laster sich insgeheim auszubreiten pflegt, so wird man nach den Regeln der Politik die Strafe nicht zu hart finden.*¹⁷²

Tatsächlich stand in der *Constitutio Criminalis Carolina*, der Peinlichen Gerichtsordnung, die unter Karl V. für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation erlassen wurde, die Todesstrafe auf sexuelle Handlungen, die *wider* die menschliche *Natur* waren. Als

¹⁷¹ Brief von Baroness Anne de Staël an Mademoiselle Juliette Récamier. Zitiert nach Feustel, Gotthard. Die Geschichte der Homosexualität. S. 71

¹⁷² Krünitz, Johann Georg: Oekonomisch-technologische Encyklopaedie. Zitiert nach Feustel, Gotthard. Die Geschichte der Homosexualität. S. 72f

widernatürlich galten sexuelle Handlungen mit einem Partner gleichen Geschlechts, sowie mit Tieren, wie Artikel 116 veranschaulicht:

Straff der vnkeusch, so wider die natur beschicht

*116. Item so eyn mensch mit eymem vihe, mann mit mann, weib mit weib, vnkeusch treiben, die haben auch das leben verwürckt, vmd man soll sie der gemeynen gewomheyt mach mit dem fewer vom leben zum todt richten*¹⁷³.

Dass Sodomie, also sexuelle Handlungen mit Tieren, der Homosexualität gleichgesetzt wird, weist auf darauf hin, wie verpönt und moralisch verwerflich gleichgeschlechtliche Sexualität war. Sie passte auch nicht in das bürgerliche Konzept, dass die Ehe von Mann und Frau als Ideal sah und dass Sexualität nur der Reproduktion diene. Außerdem zeigt die fehlende Begrifflichkeit, dass eine nüchterne Auseinandersetzung mit Homosexualität offenbar nicht möglich. Auch 1780, als das *Allgemeine Landrecht Preußischer Staaten* in Kraft trat, existierte das Wort Homosexualität noch nicht. Sie wurde unter dem Begriffsfeld *Unnatürliche Sünden* subsummiert:

§. 1069

Sodomiterey und andre dergleichen unnatürliche Sünden, welche wegen ihrer Abscheulichkeit hier nicht genannt werden können, erfordern eine gänzliche Vertilgung des Andenkens

§. 1070

Es soll daher ein solcher Verbrecher, nachdem er ein- oder mehrjährige Zuchthausstrafe mit Willkommen und Abschied ausgestanden hat, aus dem Orte seines Aufenthalts, wo sein Laster bekannt geworden ist, auf immer verbannt, und das etwa gemißbrauchte Thier getödtet, oder heimlich aus der Gegend entfernt werden.

§. 1071

*Wer jemanden zu dergleichen unnatürlichen Lastern verführt und mißbraucht, der ist doppelter Strafe schuldig.*¹⁷⁴

An den hier zitierten Gesetzespassagen zeigt sich in erster Linie, dass die Homosexualität derart undenkbar war, dass dem Tatbestand der Sodomie mehr Raum und Bedeutung beigemessen wird, als der anderen *unnatürlichen Sünde*. Aus § 1071 ist zumindest zu schließen, dass beide Beteiligten an einem homosexuellen Akt empfindlich bestraft wurden. Übrigens war im Strafrecht noch bis 1935 von *Sodomie* die Rede, wenn es die Ahndung homosexueller Handlungen ging. Das Kunstwort *Homosexualität* wurde 1867 von dem Schriftsteller Karl Maria Kertbény kreiert, wobei er sprach zunächst von *Homosexuellen* sprach. Einige Jahre

¹⁷³ Constitutio Criminalis Carolina, 1532. Artikel 116.

¹⁷⁴ Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten: Zweiter Theil, Zwanzigster Titel – Von den Verbrechen und deren Strafen. 1835. S. 411

lang war der Neologismus in Vergessenheit geraten, bis ihn 1880 der Sexualwissenschaftler Gustav Jäger mit dem Komplementärbegriff *Heterosexualität* versah und das Begriffspaar in die Forschungs- und später auch in die Alltagssprache einging¹⁷⁵.

Dorothea Mendelsohn Veit zeichnete also einen Romanhelden mit nachweislich homophilen bis homoerotischen Zügen, einen der gerade noch die Distanz zur körperlich-sexuellen Ausführung, also zur realen Homosexualität wahrte. Die Wahl eines derart ausgestalteten Charakters deutet an, wie intensiv das Bedürfnis in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war, auch *diese Dinge* zu benennen, es bestand also ein Drang nach einer Nomenklatur. Doch reichte es nicht, nur einen Begriff für andersgeschlechtliche, moralisch nicht geduldete Lebens- und Beziehungsformen zu kreieren, vielmehr wurde auch in diesem Lebensbereich eine Änderung herbeigesehnt bzw. herbei geschrieben. Dies könnte laut Inge Stephan eine der Erklärungen dafür sein, warum sich Dorothea Mendelsohn Veit entschlossen hat, ihre Weiblichkeit zu überschreiben.

*In dieser Überschreibung drückt sich die Überschreitung als Rebellion gegen festgelegte Rollenzuweisungen und Regression als Festlegung eben dieser Zuschreibungen zugleich aus.*¹⁷⁶

¹⁷⁵ Vgl. Detering, Heinrich: Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktivität eines Tabus von Winckelmann bis zu Thomas Mann. Studienausgabe. Göttingen: Wallstein 2002. S.19f

¹⁷⁶ Stephan. Inszenierte Weiblichkeit, S. 242

Rezeption des Florentin

Zwar war der vorliegende Roman *Florentin* schon im Frühling 1800 fertiggestellt, doch verlief die Suche nach einem Verleger nicht problemlos. August Wilhelm und Friedrich Schlegel versuchten, den etablierten Berliner Verleger Unger für den Druck und den Vertrieb zu gewinnen. Bei Unger wurden auch Goethes *Wilhelm Meister* und Schlegels *Lucinde* verlegt. Den Roman *Florentin* aber lehnte er ab. Die Begründung des Verlagshauses kränkte die Autorin:

Er soll nicht ins Romanenjournal, weil sie nicht gemeines, und unsittliches darin aufnehmen! Hiermit hätte ich denn meine Sentenz.¹⁷⁷

Die Schlegelforschung sieht es als erwiesen an, dass die Ehefrau des Verlegers, die Schriftstellerin Helene Friederike Unger, mit Dorothea Mendelsohn Veit im Streit lag, was eine mögliche Erklärung für die Ablehnung wäre, zumal auch die Autorin davon ausging. Doch die Kritik, dass der Roman *gemein* und *unsittlich* wäre und deshalb nicht bei Unger verlegt wurde, wirft Fragen auf, denn das Skandalbuch *Lucinde* war sehr wohl akzeptiert worden. Zudem setzte Dorothea Mendelsohn Veit alles daran, um nicht als Urheberin des *Florentin* erkannt zu werden. Sie ließ von einem Kopisten eine Reinschrift des Manuskripts anfertigen, um nicht das Original in ihrer Handschrift einreichen zu müssen. Ob der Grund tatsächlich die subversiven, *unsittlichen* Elemente im Roman waren, die zur Absage geführt haben, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Generell ist über die Rezeption des *Florentin* nur wenig überliefert, was nahelegt, dass der Roman bei weitem nicht so intensiv besprochen wurde, wie Friedrich Schlegels Werk *Lucinde*, über das auch heute noch Belege für eine lebendige Diskussion vorliegen. In der Regel sind die Kommentare zu *Florentin* von der Frage beherrscht, ob Friedrich Schlegel der Urheber des *Florentin* ist oder nicht. Dennoch existieren einige wenige Hinweise, die bestätigen, dass manche Motive im *Florentin* in der Tat Empörung und Abscheu bei den Lesern ausgelöst haben, wie später noch erörtert werden soll.

Friedrich Schlegel vermittelte den Roman im Mai 1800 erfolgreich an den Verleger Friedrich Bohn in Lübeck und Leipzig, um den Jahreswechsel 1800 / 1801 erschien das Buch schließlich. Über die Höhe der Auflage ist nichts bekannt, „*doch waren es sicherlich nicht einmal*

¹⁷⁷ Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913. S. 48

tausend Exemplare“¹⁷⁸, wie Carola Stern in der Biographie von Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel festhält. Die Kritik war ihr bzw. dem Werk größtenteils gewogen, wie aus einem Brief an Friedrich Schleiermacher hervorgeht:

*Der Florentin gefällt dem Volke hier so sehr gut, welches mich [...] in Rücksicht auf den Buchhändler Credit freut.*¹⁷⁹

Weniger Anklag fand das Werk bei den engen Vertrauten des Jenaer Romantikerkreis. Ludwig Tieck fand an dem Roman Florentin „*ebenso wenig Gutes*“ wie an Schlegels Lucinde. Tieck konnte sich „*weder mit diesen Ansichten, noch mit der Art ihrer Ausführung anfreunden.*“¹⁸⁰ Novalis pflichtete Tieck bei: „*Beym Florentin bin ich ziemlich Deiner Meynung.*“¹⁸¹ Auch Clemens Brentano dürfte in seiner Beurteilung, die heute nicht mehr vorliegt wenig Positives über den Florentin verloren haben „*Von der Veit habe ich seit jener Kritik keine Zeile – beleidigter Autorenstolz.*“¹⁸²

Wohlwollender bewerteten offenbar andere Schriftsteller und *Kunstrichter* den Roman, wie Brentano im selben Brief scharfzüngig andeutet:

*Nach Winkelmann, und andern Kompetenten Richtern ist – o wehe mir voreiligen! wenn sie nicht dabei wären ich riß mir den Bart aus – ist Flo – ren – tin – ein – vortrefliches Buch und das vortreflichste ist, waß wir für das schlechteste hielten, die Klosterbegebenheiten, die ganze Kindergeschichte – Sollten wir wirklich verblendet gewesen sein, sehn sie doch nach, sie unschuldiger – ich habs auf Treu und Glauben geglaubt es sei schlecht.*¹⁸³

In den Bewertungen des *Florentin* wurde oft betont, dass auffällige Parallelen zu Goethes *Wilhelm Meister* und zu Tiecks *Sternbald* darin zu erkennen wären¹⁸⁴. So schrieb Schiller an Goethe, der ihm den Roman „*der Curiosität wegen*“ empfahl: „*Sie werden darinn auch die*

¹⁷⁸ Stern. Flügel, S 210

¹⁷⁹ Briefe Dorothea - Schleiermacher, 1913. S. 101

¹⁸⁰ Tiecks Beurteilung nach einem Bericht von Rudolf Köpkes. Köpke, Rudolf: Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen ; 2 Teile. Leipzig: 1855. Reprog. Nachdr. Darmstadt: 1970. Tl. 1. S. 255. Zitiert nach Nehring, Anhang. Florentin, S. 270

¹⁸¹ Novalis an Tieck, 1. Jänner 1801. Briefe an Ludwig Tieck. Ausgew. und hrsg. von Karl von Holtei. Bd. 1. Breslau: 1864. S. 311. Zitiert nach Nehring, Anhang. Florentin. S. 270

¹⁸² Clemens Brentano an Friedrich Karl von Savigny, Juli 1801. Clemens Brentano: Sämtliche Werke und Briefe. Hist.-krit. Ausg. Hrsg. von Jürgen Behrens [u.a.]. Bd. 29: Briefe I: 1792-1802. Nach Vorarb. von Jürgen Behrens und Walter Schmitz hrsg. von Liselotte Kinskofer. Stuttgart 1988. S. 355. Zitiert nach Nehring, Anhang. Florentin, S. 277

¹⁸³ Brentano an Savigny: Juli 1801. Zitiert nach Nehring, Anhang. Florentin. S.277

¹⁸⁴ Franz Deibel hat in seiner ausführlichen Analyse die Figuren im Roman Florentin in Beziehung zu jenen im den Werken Wilhelm Meister, Sternbald und Lucinde gestellt. Vgl. Deibel, 1905. S.37-61

*Gespenster alter Bekannten spucken sehen.*¹⁸⁵ Goethe bestätigte den Eindruck Schillers: „*Ich habe ohngefähr hundert Seiten gelesen und conformire mich mit Ihrem Urtheil. Einige Situationen sind gut angelegt [...]*“¹⁸⁶

Abseits möglicher Analogien bei der Figurenkonstellation werden im *Florentin* jedoch jene bemerkenswerten systemkritischen Aspekte weiterentwickelt, deren Grundstein im *Wilhelm Meister* gelegt wurde. Goethes Wilhelm Meister stellt gesellschaftliche Dogmen in Frage, indem er sich gegen das bürgerliche Leben entscheidet und sich einer Wandertheatergruppe anschließt. Geschlechtermodelle werden aufgeweicht, wie besonders deutlich an der Figur Mignon veranschaulicht wird; Mignon ist geschlechtlos, zwitterhaft, alterslos. Dorothea Mendelsohn Veit geht mit dem *Florentin* weiter und überschreitet dabei bisweilen die Grenzen – und schockierte damit, wie die Rezension im Berliner Periodikum „*Neue allgemeine deutsche Bibliothek*“ veranschaulicht:

*Der Rec. [Rezensent] muß gestehen, daß wenn ihn auf der einen Seite die leidliche Schreibart [...] so wie manche schöne mit Energie gezeichnete Stelle anzog, auf der anderen auch die Anlage im Ganzen zu viel Gemeines, Triviales und Verbrauches verrieth. [...] Da jedoch Alles in diesem Romane nur noch Anlage zu seyn scheint, (wohin auch die scheußliche Scene der Abtreibung der Frucht gehört) so schiebt Rec. sein Urtheil bis zur Vollendung des Ganzen auf. Der Totaleindruck, den das Buch auf ihn gemacht hat, war ihm bisher nicht günstig; es war etwas Peinliches und Unbehagliches damit verbunden. [...]*¹⁸⁷

Peinlich berührt durch den amoralischen Romanhelden fühlte sich auch Schillers Ehefrau Charlotte, die den *Florentin* nur wenige Wochen nach seinem Erscheinen gelesen hatten. Auch sie befand, dass zahlreiche Ähnlichkeiten mit anderen Werken bestünden, sie bezeichnete den Roman als „*Ragout vom Meister, meres rivales, Lucinde, Ardinghello, Agnes, Sternbald*“.

Der Held ist mir fatal. Die Geschichte von ihm selbst, zumahl die Geschichte seiner Liebschaft in Rom, ist mir so niedrig. Man sieht das ungebundne Gemüth der Verfaßerin darin, die sich aus Freygeisterei über das Sinnliche hinweg setzt wie ihre Freunde, die frühern und die spätern [...]. es gehören noch mehrere Freundinnen zu diesen Cirkel von ihr denn die jezigen Freunde der Veith haben ganz plump mit den

¹⁸⁵ Friedrich Schiller an J.W. Goethe, 16. März 1801. In: Schillers Werke, Bd. 31, 1985. S. 19

¹⁸⁶ J.W. Goethe an Friedrich Schiller, 18. März 1801. In: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. [Weimarer Ausgabe.] Abt. 4: Briefe. Bd. 15: Briefe 1800-1801. Weimar 1894. Reprogr. Nachdr. München 1987. S. 199f.

¹⁸⁷ Anonym: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek*, 69. Bd., 1.Stk. 1802.. S. 106f

*Knittel und Fäusten drei geschlagen, so ist das ganze IdeenGebäude entstanden dünkt mir.*¹⁸⁸

Schillers Ehefrau erkannte offenbar die modernen Tendenzen im Roman, die sie als anstößig empfand. Doch glaubte sie nicht, dass sich im Werk die Meinung oder grundsätzlich das Wesen der Autorin darin spiegelten, vielmehr reflektiere sie die Einflüsse anderer Autoren und Freunde.

Dorothea Mendelsohn Veit wurde offenbar erst einige Jahre nach dem Erscheinen des *Florentin* die Brisanz ihrer Motive bewusst. In einem Brief an ihre Freundin Karoline Paulus gab sie zu, dass sie die Figur des Florentin mittlerweile abstoßend fand:

*Uebrigens habe ich auch den Florentin wieder vorgenommen, aber mein Herz ist ihm bei meiner jezigen Denkungsart ziemlich stiefmütterlich gesinnt, ich bin fast mit nichts mehr darin zufrieden (die Schreibart ausgenommen) ich wollte, ich hätte ihn gleich damals fertig gemacht, so könnte ich jetzt weit leichter einen Anti Florentin dichten; nun muß ich aber wohl oder übel beim Costume bleiben, und das wird mir nicht leicht.*¹⁸⁹

Mit ihrem späteren Wunsch, lieber einen „Anti Florentin“ zu entwerfen, als an den Charakter des Florentin weiterzuentwickeln, bestätigt die Autorin, dass sie mittels subversiver Methoden die damals herrschenden Moralvorstellungen in Frage stellte und dass sie sich der Kritik in ihrem Text – zumindest im Nachhinein – gewahr wurde. Der Roman *Florentin* stellt eine Zäsur im Leben von Dorothea Mendelsohn Veit dar, denn nur wenige Monate nach dem Erscheinen des Werks, das nie die geplante Fortsetzung erfahren hatte, änderten sich ihre Ansichten drastisch, sie zeichneten sich keineswegs mehr durch revolutionäres Gedankengut aus. 1804 konvertierte sie zum Protestantismus und heiratete Friedrich Schlegel in Paris. Doch das protestantische Christentum war für Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel nur eine Durchgangsphase, im Jahr 1808 tritt sie, die Tochter des aufgeklärten Juden Moses Mendelsohn, gemeinsam mit ihrem Mann zum Katholizismus über. Auch als Katholikin zeichnete sie sich durch Leidenschaft und Konsequenz aus. So mahnte Friedrich immer wieder, die Messe zu besuchen und sich eindeutig zur katholischen Kirche zu bekennen. Auch in ihrem Umfeld zeigte sie Bekehrungseifer und wollte auch ihre Freundin Karoline Paulus dazu bewegen, sich der katholischen Kirche anzuschließen. Ihre moralischen Ansichten standen plötzlich diemal zu jenen, die sich in der Entstehungszeit des *Florentin* vertrat. So verdamnte sie die Frau

¹⁸⁸ Charlotte Schiller an Friedrich Schiller, 25. März 1801: In Schillers Werke., Band 39,1. 1988. S. 42f. Zitiert nach Nehring, Anhang. Florentin. S.274

¹⁸⁹ Dorothea an Karoline Paulus, 13. Juli 1805. In: Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. Hrsg. von Rudolf Unger. Berlin 1913. S. 63f. Zitiert nach Nehring, Anhang. Florentin. S.277

des Schriftstellers Vermehren als Schande des weiblichen Geschlechts, weil diese nach dem Tod ihres Mannes wieder geheiratet hat.¹⁹⁰ Ebenso setzte sie es durch, dass sich ihre beiden Söhne katholisch taufen ließen, später wurden die beiden zu Malern nach der nazarenischen Schule ausgebildet. Die Nazarener waren eine strenggläubige Malergemeinschaft, die der Gesellschaft den Rücken zukehrte und betont deutschnational auftrat. Die Künstlergruppe, deren Mitglieder schon deshalb auffielen, weil sie lange Röcke und langes Haar trugen, lebte nach dem Modell einer katholischen Bruderschaft und praktizierte eine religiöse Richtung der Malerei. Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel unterstützte die Nazarener bis zu ihrem Tod im Jahr 1839. Doch gerade die Abkehr vom fortschrittlichen Denken und Handeln und das Hinwenden zum tiefen Glauben und Konservativismus, was auch bei vielen anderen Protagonisten der Romantik der Fall war (z.B. Clemens Brentano) ist wohl einer der Hauptgründe, warum der Autorin Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel in der feministischen Literaturwissenschaft so wenig Aufmerksamkeit gezollt wurde. Immerhin schrak sie selbst vor den von ihr formulierten Thesen und Gedanken, die im *Florentin* aufscheinen, zurück. Ihr Leben nach dem *Florentin* wirkt geradezu wie eine Antithese zum Text, was beinahe als Bestätigung für ihre erschreckend modernen, gesellschaftlich verwerflichen Gedanken und Thesen verstanden werden kann.

Conclusio

Zahlreiche Indizien belegen, dass Dorothea Mendelsohn Veit in ihrem Roman *Florentin* eine Fülle von Tabubrüchen begeht, wobei dies allerdings nicht offensichtlich und kaum oberflächlich geschieht. Sie bediente sich des Mittels der Subversion. *Subversion* wird an dieser Stelle gemäß der Definition Michel Foucaults verstanden, wonach Macht und Widerstand untrennbar sind und einander bedingen:

*Wie das Netz der Machtbeziehungen ein dichtes Gewebe bildet [...], so streut sich die Aussaat der Widerstandspunkte quer durch die gesellschaftlichen Schichtungen und die individuellen Einheiten. Und wie der Staat auf der institutionellen Integration der Machtbeziehungen beruht, so kann die strategische Codierung der Widerstandspunkte zur Revolution führen.*¹⁹¹

¹⁹⁰ Vgl. Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus. Berlin 1913. S.11. Zitiert nach Nehring, Anhang. *Florentin*. S.299

¹⁹¹ Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, ⁸1995, S.118

Die *Machtbeziehungen* beziehen sich bei Dorothea Mendelsohn Veit auf das patriarchalisch geprägte Gesellschaftssystem, in dem der Frau eine untergeordnete Rolle zugewiesen und gleichzeitig ihr Lebensweg von Männern bestimmt und vorgegeben wird. Zwar führt die *Aussaat der Widerstandspunkte* im Roman *Florentin* längst nicht zur *Revolution*, doch immerhin benennt die Autorin gesellschaftliche Mängel und stellt etablierte Systeme und Traditionen in Frage.

Besonders deutlich zeigt sich das an der Darstellung unterschiedlicher Formen der Partnerschaft, selbst jene Formen, die nicht als anerkannt und ehrbar gelten, wie das Konkubinat. Viel Raum wird der Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlich hochstilisierten Modell der Ehe gewidmet, wobei sie dieses in Zweifel zieht. Allem Anschein nach perfekte Partnerschaften, wie die des Grafenpaares, werden hinterfragt, geprüft und ironisiert. Gleichzeitig werden Negativbeispiele (die bevorstehende Ehe von Betty und Walter) angeführt, anhand deren das bevorstehende Unglück der Frau angedeutet wird. Schließlich legt die Autorin dem Protagonisten in den Mund, dass eine lebenslange Partnerschaft in Liebe gar nicht möglich sei. Nur ein „Tor“ glaubt an „ein sicheres, dauerndes Liebesglück“. Das Hinterfragen des Gesellschaftsmodells *Ehe* lässt den Wunsch einer Systemänderung anklingen, womit wiederum das Recht auf Selbstbestimmung eingefordert würde, eine Forderung, die sich auch in Romanen einiger ihrer Zeitgenossinnen findet.

Unvereinbar mit den damals herrschenden gesellschaftlichen Konventionen war zweifelsohne das Spiel mit der Erotik. Die Autorin stellt einen promiskuitiven Helden dar, der selbst nicht vor dem Verführen zum Ehebruch zurückschreckt. Aufgrund der Häufigkeit erotischer Begebenheiten, die meist die Befriedigung der Lust zum Ziel haben, drängt sich die Vermutung auf, dass sich hierbei die Auflehnung gegen die real herrschende Prüderie und die Unterdrückung von sexueller Lust ausdrückt. Auch das Spiel mit der Homoerotik erscheint wie eine Provokation, um Tugendwächter aus der Reserve zu locken und um so gesellschaftlich erzwungene Sittsamkeit und Keuschheit aufzubrechen. Schon die Tatsache, dass Homosexualität verboten war, ja dass es dafür nicht einmal eine Bezeichnung gab, zeigt die gefühlte Notwendigkeit, eine entsprechende Diskussion zu führen. Auf die Spitze treibt es die Autorin durch das deutliche Ansprechen einer Abtreibung, ein Thema, das sich sehr selten in den Romanen um 1800 findet und auf breite Ablehnung gestoßen ist, im realen Leben mit empfindlichen Strafen geahndet wurde.

Angesichts dieser Vielzahl an Tabubrüchen entsteht der Eindruck, dass Dorothea Mendelsohn Veit die Konfrontation geradezu gesucht und absichtlich herausgefordert hat. Ebenso scheint sich der Vorwurf des Verlagshauses Unger, wonach der Roman *gemein* und *unsittlich* sei, zu bestätigen. Wahr ist außerdem, dass eine Frau, also das dem Mann untergeordnete *Geschlechtswesen*, dem es nicht zustand, sich mit gesellschaftspolitischen Problemstellungen zu befassen, Gegenentwürfe zu bestehenden Modellen und gesellschaftlichen Vorstellungen zeichnete, womit sich die Foucault'sche These von Macht, Widerstand und Subversion bestätigen würde. Doch Dorothea Mendelsohn Veit zeigt aber auch hierbei ihre Realitätsnähe, denn ihr Held erfährt trotz Negation gesellschaftlicher Idealvorstellungen nicht das von ihm gesuchte Glück. Die Autorin setzte somit zwar Impulse, die in zahlreichen Lebensbereichen Veränderungen initiieren könnten, doch entwickelte sie ihre Ideen nicht weiter. So scheitert beispielsweise das Konkubinat als ideale Lebensform, die Gründe dafür wirken jedoch faden-scheinig. Womöglich scheiterte die Autorin selbst an den von ihr entworfenen, neuen Formen des gesellschaftlichen Umgangs, worauf der abrupte Schluss des Romans hindeutet. Dorothea Mendelsohn Veit war aus ästhetischen Gründen nicht zufrieden mit dem offenen Ende des *Florentin*: „Für mich ist das Buch also hier zu Ende, denn Florentin's Einfluss reichte nicht weiter.“¹⁹² Jedoch galt eine Fortsetzung des Romans bereits vor dem Erscheinen des *Florentin* als sicher, wie entsprechende Aufzeichnungen und Textpassagen belegen. Der zweite Teil ist jedoch nie zustande gekommen, wohl vor allem deshalb, weil sie sich persönlich weiterentwickelt und sich dem christlichen Glaube zugewandt hatte. Sie war nur wenige Jahre nach dem Erscheinen ihres Romanerstlings nicht mehr in der Lage, sich mit der Figur Florentin zu identifizieren, es wäre ihr leichter gefallen, einen *Anti-Florentin* zu schreiben, wie sie selbst zugeben musste.

Die Phase des sozialen, weiblichen Aufbegehrens, die sich in literarischer Form lediglich im Roman *Florentin* darstellte, war folglich nur von kurzer Dauer und hatte auch keine nachhaltige Wirkung auf ihr persönliches Leben und ihr Verhalten in der Gesellschaft. Geradezu das Gegenteil ist der Fall, denn Dorothea Mendelsohn Veit entwickelte sich zu einer bigotten, erkonservativen Bürgerin, die sich in Frauenfragen mitunter sogar reaktionär äußerte. Es ist daher nicht auszuschließen, dass der Roman *Florentin* als erstes Anzeichen für ihren späteren, tiefen Konservativismus ausgemacht werden könnte: Florentin hat der Kirche und seiner Familie den Rücken gekehrt, als Konsequenz begegnet ihm schicksalhaft die Negation der Moral, zu kurzes Liebesglück, unerfüllte Liebe, Homophilie und das Entziehen der Vaterschaft

¹⁹² Schlegel, Dorothea: Zuneigung an den Herausgeber. In: *Florentin*. S. 196

(durch die Abtreibung), was dem Entziehen des Rechts auf Familie gleichkommt. Jedoch wäre dies zu kurzfristig, denn die begangenen Tabubrüche werden kaum kritisiert, der *mahnende Zeigefinger* fehlt im Text nahezu völlig. Ebenso wenig findet eine Läuterung des taumelnden Helden statt, die Heilserfahrung bleibt ihm verwehrt.

Eben diese weitere, mögliche Lesart des Romans verweist einmal mehr auf die Komplexität und Vielschichtigkeit von Dorothea Mendelsohn Veit als Person und als Romanschriftstellerin. In jedem Fall jedoch bleibt sie eine Grenzgängerin und eine jener Pionierinnen, die – trotz zweifelhaften Prädikats *gemein* und *unsittlich* – die erste, wenn auch kurze Phase der weiblichen Emanzipation in der deutschen Literatur entscheidend mitgeprägt hat.

Bibliographie

1. Ausgaben

Florentin. Ein Roman. Hrsg. von Friedrich Schlegel. Erster Band. Lübeck und Leipzig: Bohn 1801.

Schlegel, Dorothea: Florentin. In: Frühromantische Erzählungen. 2. Bd. Hrsg. von Paul Kluckhohn. Leipzig: Reclam 1933. S. 89-244 [= Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Hrsg. von Heinz Kindermann. Reihe Romantik. Bd. 7]

Schlegel, Dorothea: Florentin. Roman, Fragmente, Varianten. Hrsg. von Liliane Weissberg. Frankfurt: Ullstein 1986.

Camilla. Eine unbekannte Fortsetzung von Dorothea Schlegels „Florentin“. Hrsg. von Hans Eichner. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Tübingen: Niemeyer 1965. S. 314-368

Schlegel, Dorothea: Florentin. Ein Roman. Hrsg. von Wolfgang Nehring. Stuttgart: Reclam 1993 [zitiert als „*Florentin*“]

2. Zeitgenössische Quellen

Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher. Mitteilungen aus dem Litteraturarchiv in Berlin. Berlin, 1913.

Campe, Joachim Heinrich: Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. Siebente rechtmäßige Ausgabe. Braunschweig³1819.

Campe, Joachim Heinrich: Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenern weiblichen Jugend gewidmet. Braunschweig, In der Schulbuchhandlung,⁷1809.

Fichte, Johann Gottlieb: Grundlagen des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre. Grundriß des Familienrechts. In: Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke. Hrsg. von J. H. Fichte. Bd. 3. Berlin: Veit und Comp, 1845.

Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp,⁸1995

Hippel, Theodor Gottlieb von: Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Frankfurt am Main: Syndikat 1977. [=Bibliothek der europäischen Aufklärung]

Wilhelm von Humboldt. Werke in Fünf Bänden. Band 1: Schriften zur Anthropologie und Geschichte. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Bd.1-5. Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung 1960.

Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur S. 268-295

Über die männliche und weibliche Form S. 296-336

Plan einer vergleichenden Anthropologie S. 337-375

Knigge, Adolf Freiherr von: Über den Umgang mit Menschen. Essen: Phaidon 1995. [=Bibliothek der Philosophie, Band 8]

Luther, Martin: Eine Predigt vom Ehestand. In: Ders.: Vom ehelichen Leben und andere Schriften über die Ehe. Stuttgart. Reclam, 1997.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Hrsg. von Friedrich Nicolai. 69. Bd. Erstes Stück. Erstes Heft. Berlin, Stettin: 1802. S.104-107

Raich, J.M. (Hrsg.): Dorothea v. Schlegel geb. Mendelsohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel im Auftrage der Familie Veit. 2 Bde. Mainz: Franz Kirchheim 1881

Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder über die Erziehung. In neuer deutscher Fassung besorgt von Ludwig Schmidts. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1972. S. 385-530

Schiller, Friedrich: Nationalausgabe begr. von Julius Petersen. Fortgef. von Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese. Hrsg. im Auftr. d. Nationalen Forschungs- u. Gedenkstätten d. Klassischen Deutschen Literatur in Weimar (Goethe- und Schiller- Archiv) u. d. Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers u. Siegfried Seidel. Weimar: Böhlau ab 1943.

Bd. 1, Gedichte 1776-1799. Hrsg. von Julius Petersen, 1943.

Bd. 31, 1. Schillers Briefe 1. 1. 1801 - 31. 12. 1802. Hrsg. von Stefan Ormanns, 1985.

Bd. 39, 1. Teil: Briefe an Schiller 1. 1. 1801-31. 12. 1802. Hrsg. von Stefan Ormanns, 1988.

Schlegel, August Wilhelm: Die Kunstlehre. Stuttgart: Kohlhammer 1963

Schlegel, Dorothea: Florentin. Ein Roman. Hrsg. von Wolfgang Nehring. Stuttgart: Reclam, 1993

Schlegel, Friedrich: 1794-1802. Seine prosaischen Jugendschriften. Hrsg. von Jacob Minor. Wien: Wagner 1882. 2 Bde.

Schlegel, Friedrich: Literarische Notizen 1797-1801. Literary Notebooks. Hrsg. von Hans Eichner. Frankfurt a. M., Berlin: Ullstein 1980

Schlegel, Friedrich: Lucinde. Ein Roman. Hrsg. von Konrad Pohlheim. Stuttgart: Reclam 1965 [Reclam, Text der Erstausgabe von 1799, modernisiert]

Woolf, Virginia: Dorothy Osborne's "Letters". In: Dies.: The Common Reader. Second Series. London: The Hogarth Press 1943. S. 59-66

3. Gesetzesquellen

Müller, Curt (Hrsg.): Hals oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. und des Heiligen Römischen Reichs nach der Originalausgabe 1533. Herausgegeben und erläutert von Curt Müller. Leipzig: Reclam 1892.

Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten. Zweiter Theil, Erster Band. Berlin: C.G. Nauck 1835.

4. Forschungsliteratur

Becker-Cantarino, Barbara: Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts. In: Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1999. S. 129-146

Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werk – Wirkung. C.H. Beck, München, 2000.

Becker-Cantarino, Barbara: Dorothea Veit-Schlegel als Schriftstellerin und die Berliner Romantik. In: Arnim und die Berliner Romantik: Kunst, Literatur und Politik: Berliner Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft. Hrsg. von Walter Pape. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2001. S.123-134

Borries, Erika und Ernst von: Deutsche Literaturgeschichte. Romantik. Band 5. München, Deutscher Taschenbuchverlag, 1999

Bosch-Adrigam, Gunda: Zur rechtlichen Aufklärung. Über den Ehebruch und seine Folgen in der Rechtssprechung des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts. In : Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann. Stuttgart: J.B. Metzler 1985. S. 499-508

Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt am Main: edition Suhrkamp 1979.

Bürger, Christa: Lesen Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen. Stuttgart: Metzler, 1990.

Burmeister, Karl Heinz: Olympe de Gouges - Die Rechte der Frau 1791. Bern: Stämpfli, Wien: Manz 1999. [=Kleine politische Schriften; 5]

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: edition Suhrkamp. 1991. [= Gender Studies. Vom Unterschied der Geschlechter]

Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2008.

Deibel, Franz: Dorothea Schlegel als Schriftstellerin in Zusammenhang mit der romantischen Schule. Palaestra XL. Berlin: Mayer & Müller, 1905.

Detering, Heinrich: Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktivität eines Tabus von Winckelmann bis zu Thomas Mann. Studienausgabe. Göttingen: Wallstein, 2002.

Döcker, Ulrike: Die Ordnung der bürgerlichen Welt. Verhaltensideale und soziale Praktiken im 19. Jahrhundert. Frankfurt, New York: Campus 1994. [= Historische Studien Bd. 13]

Durant, Will und Ariel: Kulturgeschichte der Menschheit, Band 18, Die napoleonische Ära. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein, 1982.

Erdheim, Mario: Widersprüche geschlechtlicher Identität in Dorothea Schlegels „Florentin“. In: Widersprüche geschlechtlicher Identität. Bibliographie: Literaturpsychologie 1992-1996. Hrsg. v. Johannes Cremerius u.a. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998. [= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche; Bd. 17] S. 193-202

Feustel, Gotthard. Die Geschichte der Homosexualität. Düsseldorf: Albatros 2003.

Gay, Peter: Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. München: Beck 1986

Gibbels, Elisabeth: Mary Wollstonecraft zwischen Feminismus und Opportunismus, die diskursiven Strategien in den deutschen Übersetzungen von "A vindication of the rights of woman". Dissertationsschrift. Univ. Wien 2002.

Grimm, Gunter E.: Einleitung: Zwischen Beruf und Berufung – Aspekte und Aporien des modernen Dichterbildes. In: Ders. (Hrsg.): Metamorphosen des Dichters. Das Rollenverständnis deutscher Schriftsteller von der Aufklärung bis zu Gegenwart. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1992. S. 7-15

Hahn, Barbara: unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen. Frankfurt am Main: edition Suhrkamp 1991 [= Gender Studies. Vom Unterschied der Geschlechter]

Herder Lexikon: Griechische und römische Mythologie. Götter, Helden, Ereignisse, Schauplätze. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1996.

Hoff, Dagmar von: Irrungen und Wirrungen. Konversion und Geschlecht in Schlegels „Florentin“. In: Widersprüche geschlechtlicher Identität. Bibliographie: Literaturpsychologie 1992-1996. Hrsg. von Johannes Cremerius u.a. Würzburg: Königshausen & Neumann 1998. [= Freiburger Literaturpsychologische Gespräche; Bd. 17] S. 181-192

Kord, Susanne: Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700-1900. Stuttgart, Weimar: Metzler 1996

Kofler, Heinrich : Frauenbild und Frauenrecht in der deutschen Philosophie von Kant bis Schopenhauer. Aufklärung, Idealismus, Voluntarismus: 1750 - 1850. Diplomarbeit. Univ. Innsbruck 2001.

Meise, Helga: Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert. Berlin, Marburg: Guttadin & Hoppe 1983. [= Reihe Métro 14]

Panke-Kochinke, Birgit: Die anständige Frau. Konzeption und Umsetzung bürgerlicher Moral im 18. und 19. Jahrhundert. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1991 [= Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Hrsg. von Annette Kuhn und Valentine Rothe, Bd. 31]

Popp, Wolfgang: Männerliebe. Homosexualität und Literatur. Stuttgart: Metzler 1992.

Quapp, Erwin: Friedrich Schleiermachers Gebots- und Glaubensauslegung in seiner „Idee zum Katechismus der Vernunft für edle Frauen“. In: Internationaler Schleiermacher Kongreß Berlin 1984. Hrsg. von Kurt-Victor Selge. Berlin: De Gruyter 1985. S. 163-192

Reinhardt-Becker, Elke: Seelenbund oder Partnerschaft? Liebessemantiken in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit. Frankfurt am Main, New York: Campus 2005.

Reisenleitner, Markus / Lutter, Christina: Cultural Studies. Eine Einführung. Wien: Löcker 2008. [Cultural Studies Band 0]

Schlietz, Gisela: Vom höfischen Ritual zum individuellen Liebesanspruch – Mme de Lafayette, Mme de Graigny, Mme Riccoboni, Mme de Charrière, Mme de Staël, George Sand. In: Frauen – Literatur – Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1999. S. 433-444

Schöndorf, Kurt Erich / Vestli, Elin Nesje / Jung, Thomas (Hrsg.): Aus dem Schatten treten. Aspekte weiblichen Schreibens zwischen Mittelalter und Romantik. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Lang 2000 [=Osloer Beiträge zur Germanistik, Bd. 28]

Söhne, Gerhart: Die stille Revolution der Weiber. Frauen der Aufklärung und Romantik, 30 Porträts. Leipzig: Reclam 2003.

Stern, Carola: „Ich möchte mir Flügel wünschen“. Das Leben der Dorothea Schlegel. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006.

Stukenbrock, Karin: Das Zeitalter der Aufklärung. Kindsmord, Fruchtabtreibung und medizinische Policey. In: Geschichte der Abtreibung. Von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von Robert Jütte. München: Beck 1993. S. 91-119

Steffen, Hans (Hrsg.): Die deutsche Romantik. Poetik, Formen und Motive. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1967.

Stephan, Inge: Weibliche und männliche Autorschaft. In: Dies., Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2004. S. 233-252

Susman, Margarete: Frauen der Romantik. Jena: Eugen Dietrichs 1929.

Tebben, Karin: Soziokulturelle Bedingungen weiblicher Schriftkultur im 18. und 19. Jahrhundert. In: Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Karin Tebben. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht, 1989 [=Sammlung Vandenhoeck]

Touaillon, Christine: Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts. Wien, Leipzig:
Wilhelm Braumüller Universitätsverlagsbuchhandlung 1919.

Zusammenfassung

Diese Arbeit befasst sich mit der Schriftstellerin Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel und insbesondere mit ihrem Roman *Florentin* (1801). Der Roman weist eine Fülle subversiver Elemente und Tabubrüche auf, die jedoch erst erkennbar werden, wenn der historische Kontext berücksichtigt wird. Deshalb befasst sich der erste Teil der Arbeit mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, denen die Frau im ausklingenden 18. Jahrhundert unterworfen war, mit den von Männern festgelegten moralischen Normen, aber auch mit den Anfängen der weiblichen Emanzipation. Latente Emanzipationsbestrebungen und das Brechen mit gesellschaftlichen Regeln und Dogmen finden sich schließlich auch in Dorothea Mendelsohn Veit Schlegels Roman *Florentin*, mit dem sich der zweite Teil der Arbeit auseinandersetzt. Die Autorin stellt im Text das traditionelle, idealisierte Beziehungsmodell der Ehe in Frage. Sie experimentiert aber auch mit alternativen Partnerschaftsmodellen, wie dem Konkubinat und thematisiert Erotik, Abtreibung und Homophilie. Wie weit Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel sich damit von den gesellschaftlichen und moralischen Normen entfernte, zeigen der Vergleich mit der damaligen Gesetzeslage und die mitunter empörten Reaktionen der Leserschaft. In der Arbeit wird jedoch betont, dass dem Roman *Florentin* keine weiteren Werke der Autorin mit vergleichbar subversivem Potential folgten. Dorothea Mendelsohn Veit Schlegel konvertierte nur wenige Jahre nach dem Erscheinen des *Florentin* zum Katholizismus und identifizierte sich zunehmend mit erkonservativen Ansichten und Werten.

Curriculum Vitae

Cornelia Primosch

* 22. September 1979 in Wels

Schulbildung

1985-1989 Volksschule in Klagenfurt

1989-1993 AHS-Unterstufe BG Lerchenfeld, Klagenfurt

1993-1998 Kärntner Tourismusschulen Warmbad Villach (BHS)

Universitärer Werdegang

WS 1998 – WS 1999 Medien- und Kommunikationswissenschaften

Universität Klagenfurt

SoSe 2001 – WS 2007 Deutsche Philologie

Universität Klagenfurt

SoSe 2008 – SoSe 2009 Deutsche Philologie

Universität Wien

Auslandssemester

WS 2002 Kansai Gaidai University, Osaka, Japan

Beruflicher Werdegang:

1998 – 2005 ORF Landesstudio Kärnten, Radio- und Fernsehjournalistin

2005 – 2006 ORF Paris, Korrespondentin Radio und Fernsehen

Seit 2006 ORF Zentrum Wien, „Zeit im Bild“ Fernsehjournalistin
Innenpolitik